IBLIOTHEK DER TERHALTUNG UND DES WISSENS

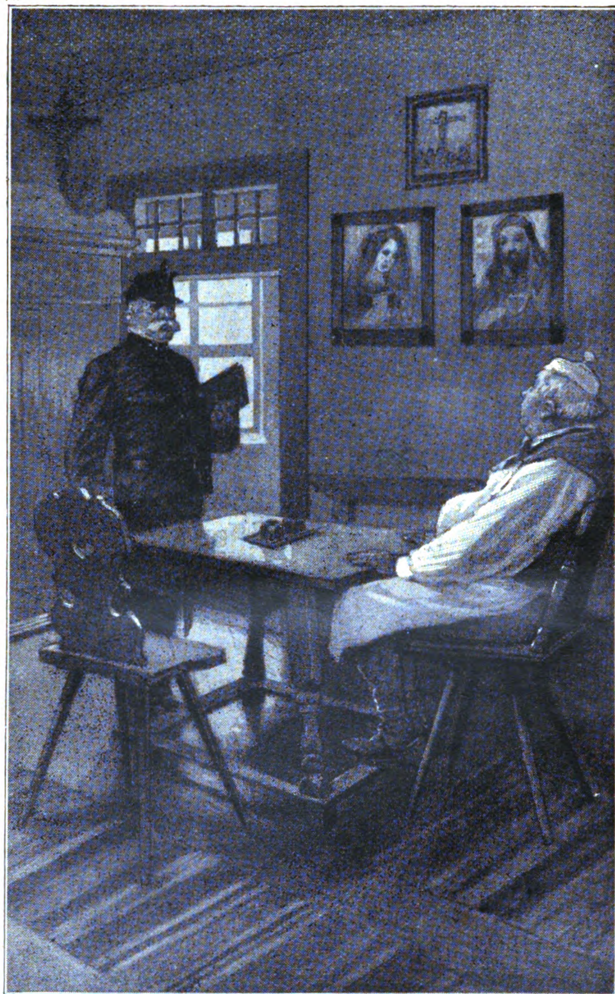


UNION
DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT
STUTTGART • BERLIN • LEIPZIG •

Louisa F.




Bibliothek der
Unterhaltung
und des Wissens



Zu der Erzählung „Die drei Getreuen“ von Karl Bienenstein. (S. 85)
Originalzeichnung von Richard Mahn.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1906. Dreizehnter Band



Stuttgart, Berlin, Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

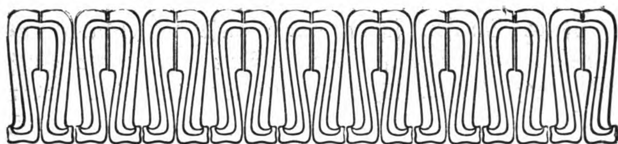
Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart



Inhalts-Verzeichnis.







Über und unter den Wolken.

Eine Liebesgeschichte aus den Bergen.

Von Gustav Klitscher.



(Fortsetzung und Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Sechstes Kapitel.

Die Mutter begrüßte Eva voll Freude, aber doch auch nicht ohne Vorwürfe. „Gott sei Dank, daß du wieder da bist!“ rief sie, indem sie ihr die Hände streichelte und die Wangen klopfte. „Wie habe ich mich geängstigt bei dem Unwetter! Daß du aber auch nicht eher umgekehrt bist!“

Es kostete Eva eine schmerzhafte Anstrengung, ihre Gedanken zu sammeln. Sie erzählte in kurzen Worten, wie sie von dem Gewitter überrascht worden wären und schließlich in der Hütte Zuflucht gesucht hätten.

„Da war ich unter doppeltem männlichen Schutz ebenso sicher wie hier im Hotel,“ fügte sie hinzu.

„Unter doppeltem Schutz? Wieso?“ fragte die Mutter.

Eva berichtete von dem Zusammentreffen mit dem Grafen.

Frau Dircksen schien durch diese Mitteilung angenehm überrascht zu sein. „Nun, wenn der Graf dabei war, da bin ich schon viel eher beruhigt. Aber der Professor ist öfter gar zu leichtsinnig — darin muß ich seiner Frau beistimmen."

Eva hielt es aus ganz bestimmten Gründen nicht für nötig, der Mutter über das Zusammentreffen mit Auerswald genauere Mitteilungen zu machen. Außerdem hatte sie den lebhaften Wunsch, die Unterredung zu beendigen, um nur endlich allein sein zu können.

Allein mit ihren Gedanken und wirren Gefühlen!

Sie erklärte, sich gründlich umkleiden zu müssen, und zog sich auf ihr Zimmer zurück. Aber kaum war sie allein, so vergaß sie den Vorwand. Sie setzte sich ans Fenster, die Hände über den Knien gefaltet, und blickte in die Landschaft hinaus, über der jetzt die Mittagssonne leuchtete. Doch nicht lange duldete es sie in dieser Ruhe. Sie sprang auf. Beide Hände preßte sie auf ihr wild pochendes Herz. Sie hätte hinausjubeln mögen in das sonnenbeglänzte Tal und hinausweinen, hinausrufen all ihre Seligkeit und all ihren Schmerz.

Sie wurde geliebt!

Er hatte es ihr mit keinem Wort gesagt. Aber sie wußte es, sie fühlte es.

Und sie liebte ihn wieder.

Ja, sie liebte ihn wieder!

Warum? — Törichte Frage!

All ihre Sehnsucht fand in ihm ihre Erfüllung. All ihr Leben drängte in süßem Verlangen zu ihm. All ihr Durst nach Glück war in ihm gestillt. Er war so gut, so stark, so begeistert und so — unglücklich.

Ja, sie liebte ihn.

Sie dachte an Walter. Aber sie schüttelte den Ge-

danken ab wie ein lästiges Insekt. Sie wollte auch den stechenden Schmerz nicht beachten, den sie im Innersten fühlte. Hatte Walter noch ein Recht auf sie? Hatte sie noch Pflichten gegen ihn? Nein, nein, nein! rief sie laut und dabei stampfte sie mit dem Fuß auf den Boden. Nein, er hatte kein Recht mehr auf ihre Liebe, er, der sie grausam und mitleidslos hier verkommen ließ, während er da draußen sich des Lebens freute! Sie hatte lange genug auf eine Nachricht von ihm gewartet, täglich — stündlich! Und immer hatte er ihre Hoffnung enttäuscht. Nein, um ihn brauchte sie sich nicht zu härmen. Er würde auch ohne sie seinen Weg finden. Mit Walter war von heute ab alles aus.

Aber dann dachte sie an des Professors Frau. Und jetzt schlug sie die Hände vors Gesicht, als müßte sie ihr eigenes Erröten vor sich selbst verbergen. Sie schämte sich — vor den Leuten, vor ihm, vor der Frau, am meisten aber vor sich selbst. Was tat sie, was wollte sie tun? Wer war sie, daß sie mit einem verheirateten Mann —?! Was konnte er ihr, was konnte sie ihm sein?

Sie rang die Hände in Verzweiflung. Was vermochte sie zu retten, wer ihr zu helfen? Sie sah keinen Retter, sie sah keinen Ausweg.

Müde sank sie auf den Stuhl nieder und lehnte den Kopf an die kalten Scheiben.

Ah, das kühlte die heiße Stirn.

Nur nicht daran denken, nicht daran denken! Ja, sie wollte das vergessen. Es war so schön, zu vergessen, und nur dem einen Gedanken zu leben: Ich liebe ihn, ich liebe ihn!

Was sich an Hindernissen auftürmte — nur nicht daran denken! Sich treiben lassen von dem wilden, brausenden Strom, der in ihr Leben hereingebrochen

war wie ein Frühlingswasser im Hochgebirge — treiben lassen einem glücklichen Ziele zu durch eine unwiderstehliche Gewalt, der sie nicht entrinnen konnte, treiben lassen mit blinden Augen, ohne widerstrebende Kraftanstrengung, willenlos!

Sie schloß die Lider und träumte von kommendem Glück. Er war stark, er würde alle Hemmnisse niederreißen, die sich ihm entgegenstellten. Und sie, fest auf seinen starken Arm gestützt, ging an seiner Seite, ein Siegeslächeln um den Mund und helle Liebe im Blick. Ihr war es, als wenn die Morgensonne rosenrot am Firmament auftauchte, und sie beide waren ganz allein im weiten Himmelsraum. Und sie schritten über die rosenroten Wolken dahin der steigenden Sonne entgegen; und sie kniete nieder vor dem Geliebten in sehnender Demut, und aus seinen Händen empfing sie — sie wußte nicht, was — aber es war etwas Wunderschönes, Wunderherrliches, der Inbegriff aller Seligkeit. — — —

Zu dem gemeinsamen Mittagessen ging sie nicht hinab. Sie entschuldigte sich mit Ermüdung. Sie fühlte, daß sie noch nicht wieder im stande war, den alltäglichen, fröhlichen Gleichmut zu zeigen, den man an ihr gewohnt war.

Aber als die Mutter die Besorgnis äußerte, sie möchte Schaden an ihrer Gesundheit genommen haben, da lachte sie sie aus mit gutmütiger Heiterkeit. Zur Hauptmahlzeit würde sie ganz gewiß erscheinen.

Und sie kam wirklich, lachenden Mundes wie immer. Als sie an den Tisch trat, warf sie einen schnellen, forschenden Blick auf Goch, einen Blick, der beides ausdrückte, ängstliche Frage und glückliches Geständnis. Er gab den Blick zurück. Und dieser Blick bestätigte ihr das geheime Einverständnis zwischen ihren

beiden Herzen. In diesem Augenblick stieg ihr das Blut heiß in die Schläfen, und sie mußte die Augen schließen, weil ihr schwindelte.

Frau Goch sprach ihr mit Worten freundlicher Anteilnahme ihr Bedauern aus. „Sehen Sie, mein liebes Kind, das kommt davon, wenn Sie sich einem Manne wie dem meinigen anvertrauen. Rücksichtnahme ist seine Sache nicht. Ich denke, Sie werden jetzt dahinterkommen, daß es nicht immer gut ist, so einem leidenschaftlichen Bergfex zu folgen. Ich will nur von Herzen wünschen, daß das nasse Unternehmen keine nachteiligen Folgen für Sie hat."

Eva fühlte sich beschämt. Aber sie verbarg ihre Beschämung. Sie schüttelte lachend den Kopf. Es wäre gar nicht so schlimm gewesen, und ihr Führer trüge gewiß keine Schuld an dem kleinen Mißgeschick. Sie wäre ja ein erwachsenes Mädchen und hätte ebensogut auf das Gewitter achten können.

„Sie sind viel zu nachsichtig," erwiderte Frau Goch. „Wenn er auf seine Berge will, dann muß er hinauf — ob andere darunter leiden oder nicht, das ist ganz gleichgültig."

Eva sah mit einem erschrockenen Blick zu dem Professor hin. Sie fürchtete, er würde bei den wiederholten abfälligen Bemerkungen seiner Frau die Geduld verlieren und heftig werden. Aber ihre Besorgnisse waren unbegründet. Mit besonderer zärtlicher Rücksichtnahme, die an die ersten Tage ihres Beisammenseins erinnerte, verteidigte er sich gegen den versteckten Vorwurf.

„Du hast recht, Liebling," sagte er. „Ich habe mir selbst schon Vorwürfe genug gemacht, daß ich unsere junge Freundin so unvorsichtig in eine peinliche Lage gebracht habe. Aber da ja alles leidlich abgelaufen ist,

und die Hauptbeteiligte selbst mir gnädigst verziehen hat, so denke ich, kannst auch du Gnade vor Recht ergehen lassen. Komm, gib mir die Hand."

Ohne eine entgegenkommende Bewegung ihrerseits abzuwarten, nahm er die Hand seiner Frau und führte sie an die Lippen.

Sie entzog ihm die Hand nur langsam, und noch immer tadelnd, aber doch auch mit freudiger Genugtuung sagte sie: „Aber ich bitte dich, Liebling — vor allen Leuten!" Dann klopfte sie ihm leise die Wange.

Damit war jedoch die Zärtlichkeit zwischen dem Ehepaare nicht beendigt. Sie hielt während der ganzen Tafel an. Der Professor war unerschöpflich in Aufmerksamkeiten seiner Frau gegenüber. Mit Eva sprach er nur so viel, als die Höflichkeit erforderte.

So war es beim Essen und so war es auch später beim Wein. Eva zuckte das Herz in schmerzlichem Weh. Sie sah sich fast ganz auf die Unterhaltung mit dem Grafen angewiesen. Aber dieser schien ihr heute merkwürdig schweigsam. Er war liebenswürdig wie immer. Der schalkhafte Ton jedoch, den er so gern anschlug, klang an diesem Abend falsch und gezwungen. Sie merkte das wohl, und immer mußte sie mit Schrecken an den Augenblick denken, da Auerswald so unvermutet in der Sennhütte erschienen war.

Hin und wieder sah sie heimlich zu Goch hinüber, aber ihre Augen trafen die seinen nicht. Erst beim Abschied begegneten sich ihre Blicke, und jetzt leuchtete in ihnen wieder stumme Frage und heimliche Antwort. Und beim Auseinandergehen fühlte Eva seine Hand in der ihren mit einem festen, innigen Druck, den sie bis dahin nicht gekannt hatte.

Bei diesem Händedruck war es ihr wieder, als faßte sie ein Schwindel an. Wie im Traum stieg sie die

Treppen hinauf. Als sie allein war, wußte sie kaum, wie sie in ihr Zimmer gekommen war. Nur undeutlich entsann sie sich, der Mutter gute Nacht gesagt zu haben. Lange saß sie noch auf ihrem Bett und dachte an das, was geschehen war. Sie liebte ihn! Mein Gott — wie konnte das geschehen? Wie konnte ihr das geschehen? Es war über sie gekommen — nicht plötzlich, wie der Gewittersturm heute, ganz allmählich erst war ein Mitleid in ihr emporgewachsen, und immer stärker war ihre Sympathie geworden — und jetzt, jetzt war kein Zweifel mehr und kein Bedenken. Und er liebte sie wieder. Sein Blick, sein Händedruck hatten mehr gesagt als Worte. Wie lebend sah sie ihn vor sich in seiner festen Männlichkeit. Da wich alle Angst von ihr. Er würde sie hinaufführen zu jenen seligen Höhen über den Wolken. Von ihm empfing sie die Kraft, ihm zu folgen. Sie war nichts. Alles Große kam von ihm. Er war die Erlösung und die Befreiung. Was hindernd im Wege stand — nur nicht daran denken!

* * *

Der nächste Morgen brachte einen wundervollen Sommertag. Das Gewitter schien einen völligen Wetterumschlag hervorgerufen zu haben. Schon früh waren die Führer zum Hotel heraufgekommen, um die Bergsteiger, die echten und die schwächlichen Nachahmer, zu neuen Touren aufzufordern. Besonders die Ortlerbesteigung priesen sie in allen Tonarten. Wirklich entschlossen sich sehr viele Gäste, die bis dahin als unfreiwillige Gefangene im Hotel gesessen hatten, zu allerhand schon allzulange entbehrten Unternehmungen.

Als die Dircksenschen Damen nach dem ersten Frühstück auf die Terrasse heraustraten, kam ihnen Goch

in fröhlichster Stimmung mit großen Schritten entgegen. Er zeigte auf einen Führer, der ihm langsam folgte.

„Hier, das ist der Sepp. Wir sind schon manchmal zusammen gegangen. Ich habe ihn gleich festgehalten. Heute geht's auf den Ortler, mein verehrtes Fräulein. Halten Sie sich bereit, um drei Uhr Nachmittags marschieren wir los. Die Nacht verbringen wir in der Payerhütte, dann geht's hinauf auf den Gipfel, und morgen gegen Abend sind wir wieder zurück."

Eva erschrak heftig bei seinen Worten, sie wußte nicht, war es aus Freude oder aus Furcht. Sie sollte heute hinauf zu jenen Gipfeln, auf die sie sich schon lange freute — heute — allein mit ihm! Sie wollte etwas antworten, aber die Stimme versagte ihr.

Der Professor sah sie sehr erstaunt an. „Ja, freuen Sie sich denn nicht?"

Jetzt zwang sie sich zu einem Lächeln. „O gewiß — gewiß freue ich mich. Es kam mir nur so überraschend."

„Nun, wenn's weiter nichts ist. Bis drei Uhr haben Sie ja reichlich Zeit, sich vorzubereiten."

Jetzt aber mischte sich die Mutter ins Gespräch. „Nein, mein bester Herr Professor, das geht nicht. Ich muß Einspruch erheben. Gestern erst das Unwetter — und nun heute eine noch größere Tour —"

„Aber, meine gnädigste Frau," erwiderte der Professor sehr lebhaft, „man muß die Feste feiern, wie sie fallen — und im Gebirge ganz besonders. Wenn wir bis übermorgen warten, sitzen wir vielleicht wieder im schönsten Nebel. Freilich, wenn das Fräulein Tochter nicht wohl ist —"

„Ich fühle mich ganz frisch. Meinetwegen können wir sofort aufbrechen," rief eifrig Eva, die ihre Fassung wiedergefunden hatte.

„Ich bitte dich," rief die Mutter, „das wäre ja noch schöner!" Sie sah sich hilfesuchend nach der Professorin um. Aber auf die war in der frühen Morgenstunde noch nicht zu rechnen. Da fiel ihr Blick auf den Grafen Auerswald, der nicht weit von ihnen stand und das Treiben der verschiedenen Gruppen beobachtete. An ihn wandte sie sich, setzte ihm auseinander, um was es sich handelte, und dann fügte sie bittend hinzu: „Ich habe es ja meinem Mädchen versprochen, aber nach den Erfahrungen von gestern darf es mir der Herr Professor nicht übelnehmen, wenn ich ein bißchen ängstlich geworden bin. Würden aber Sie, lieber Herr Graf, mitgehen, dann wäre das für mich eine große Beruhigung."

Eva fühlte, wie ihr bei diesem unerwarteten Vorschlag die Hände eiskalt wurden. Ebenso fühlte sie deutlich die Verpflichtung, die Bitte der Mutter auch ihrerseits zu unterstützen. Aber sie brachte kein Wort über die Lippen. Sie sah zu dem Professor hinüber, ob er das Selbstverständliche sagen würde. Aber auch er schwieg, ohne die einfachste Höflichkeitsphrase zu finden.

Doch der Graf half ihnen schnell über den peinlichen Augenblick hinweg. „Gnädigste sind sehr gütig mit Ihrem ehrenvollen Vertrauen," sagte er. „Aber i bitt' schön, lassen S' mich aus. Ich bin halt schon ein alter Mann, der so hoch nicht mehr hinaus will. Ich muß in meinen Regionen bleiben. Wenn sich's nur um eine kleine Partie handelt — allemal sehr gern." Er vermied es bei diesen Worten, den Professor oder Eva anzusehen.

Zufällig kam jetzt Frau Ribenstahl herzu, und als sie hörte, was besprochen wurde, tat sie sehr erfreut, Frau Dircksen einen Gefallen erweisen zu können. Sie

ginge selbst mit ihrem Mann und ihrer Tochter hinauf, und es würde ihr ein Vergnügen sein, Fräulein Eva auf der Hütte zu bemuttern und sich auch sonst um sie zu kümmern.

Jetzt mußte die Mutter ihre Zustimmung wohl oder übel geben.

Auch der Widerstand der Frau Professor, der sich später in allerhand Klagen und Vorwürfen äußerte, ward schließlich überwunden, und am Nachmittag setzte sich der kleine Trupp richtig in Bewegung: Goch, Eva, ein Führer und ein Träger, der die beiden Rucksäcke trug. Die Ribenstahls waren schon eine halbe Stunde früher aufgebrochen. Goch hatte den Führer noch im letzten Augenblick wegen einer kleinen Pickelreparatur ins Dorf geschickt. So war die Verzögerung entstanden.

In flottem Tempo durchschritten sie das Tal, um dann jenseit Sankt Gertraud in den Lärchenwald einzusteigen.

Die Sonne schien, aber es ging ein kühler Wind, und es war eine Lust zu wandern. Eva war es so fröhlich ums Herz, so jubelnd selig wie nie zuvor. Mit jedem Schritt, den sie aufwärts tat, schien es ihr, daß die kleinliche Welt der Menschen mit ihrer Furcht und Bedenklichkeit unter ihr versänken. Je höher sie hinaufkamen, desto reiner und freier wurde die Luft. Hier weitete sich die Brust, hier war nichts von bedrückender Enge. Ihr war es, als wenn tausend Fesseln von ihr abfielen, die sie dort unten in Banden gehalten hatten. Hier wurden Träume Wirklichkeit, das fühlte sie.

Auch Goch schien ähnliches zu empfinden. Er jodelte mit dem Führer um die Wette und war so ausgelassen wie lange nicht. Sie sprachen wenig miteinander, da Führer und Träger immer in der Nähe waren. Gleichgültiges mochten sie sich nicht sagen.

Aber ihre Blicke waren jetzt frei von jeder Rücksicht, und mit den Augen gestanden sie sich all ihr heimliches Glück.

So ging es aufwärts durch den grünen Wald.

Als sie die Baumgrenze erreicht hatten, schlug der Sepp vor, eine kurze Rast zu machen und sich im Schatten der letzten verkrüppelten Lärchen für den weiteren Aufstieg zu stärken. Er breitete einen Mantel auf der Böschung des Weges aus und lud Eva ein, Platz zu nehmen. Sie setzte sich, während der Professor vor ihr stehen blieb und ihr Feldflasche und Zwieback reichte. Der Träger war mit dem Gepäck ohne Aufenthalt weitergegangen. Der Führer aber, der sich in der Hoffnung auf ein reichliches Trinkgeld beliebt machen wollte, benutzte die Gelegenheit, ein Stück oberhalb des Waldes nach Enzian zu suchen. Auch wußte er hier in der Nähe eine Stelle, wo trotz des Vandalismus der Fremden noch Edelweiß stand.

Goch und Eva waren allein.

Und jetzt wich ihre ausgelassene Stimmung einer beklommenen Befangenheit. Beide fühlten, daß eine Entscheidung fallen müßte über Glück und Unglück, über ihr Leben. Eine Weile verharrten sie wortlos. Dann setzte sich der Professor neben das junge Mädchen.

Er ergriff ihre beiden Hände, sah ihr gerade in die Augen und sagte: „Du hast mich lieb, Eva?"

Sie schauerte zusammen unter dieser Frage. Aber sie schlug die Augen nicht nieder. Groß sah sie ihn an. Ein seliges Lächeln lag auf ihren Lippen, und sie nickte ihm zu.

Da nahm er sie in seine Arme, und jetzt wehrte sie ihm nicht, als er sie küßte.

„Ich hab' dich sehr lieb, mein stolzes, schönes Mädchen!" sagte er.

Schweigend saßen sie dann nebeneinander.

Plötzlich fragte Eva: „Warum warst du gestern abend gegen — deine Frau so besonders zärtlich?“

„Du hast es bemerkt?“

Sie nickte. „Sage mir den Grund.“

Er lächelte schmerzlich. „Mein liebes Kind, wie soll ich dir das erklären? Vielleicht war es Schonung und Rücksichtnahme, vielleicht Klugheit.“ Und leise setzte er hinzu: „Vielleicht auch nur Gewohnheit.“

Eva antwortete nicht. Sie dachte über seine Worte nach. Dann rief sie unvermittelt: „Ich hätte es ihr gesagt, wie's steht — gerade heraus.“

Er war ganz erschrocken. „Aber das wäre ja, das wäre ja für sie — nein, lassen wir diese Frage in dieser schönen Stunde. Die Sorgen werden noch früh genug an unsere Tür klopfen.“

Er zog sie an sich und küßte sie.

Jetzt kam der Führer zurück mit einem Strauß blauer und weißer Blüten. Er überreichte sie Eva mit einer gewissen linkischen Feierlichkeit, der es aber doch ersichtlich nicht an Übung fehlte. Sie steckte die Blumen dankend in den Gürtel. Das Edelweiß aber löste sie ab und befestigte es am Hute des Professors.

Der küßte ihr die Hand und sagte: „Ich nehme das Zeichen an. Die herrlichste Blume blüht für mich.“

Eva errötete heftig. Eilig wandte sie sich zum Gehen.

Der Pfad führte jetzt steiler und mühseliger hinan durch die Steinhalden, welche sich von den Tabarettawänden zum Walde hinabziehen. Ganz allmählich trat er in die Wände selbst ein. Hier bedurfte der Wanderer eines schwindelfreien Auges und eines sicheren Trittes. Kaum zwei Fuß breit war der Weg in der steilen Wand ausgespart. Rechts stiegen die Felsen schroff himmelan, links fielen sie ebenso senkrecht in den bodenlosen Abgrund. Kein Geländer schützte den

Furchtsamen, nur die Wand zur Rechten bot hin und wieder der Hand einen natürlichen Felsengriff. Man mußte einzeln hintereinander gehen. Goch schritt voran, Eva folgte, der Führer machte den Beschluß.

„Immer auf den Weg sehen,“ mahnte er, „nicht nach unten und nicht nach oben — immer auf den Weg!“

Eva blieb hochaufatmend stehen. Sie mußte sich erst an das Neue und Außerordentliche ihrer Lage gewöhnen. Einen Augenblick schloß sie die Augen. Sie fürchtete sich fast, weiterzugehen.

Aber der Professor kam ihr zu Hilfe. „Nehmen Sie meine Hand!“ bat er.

Er legte seine Linke auf den Rücken, und sie ergriff die seine mit der ihren. Bei dieser Berührung wich alle Furcht von ihr. Ein Gefühl der ruhigen Sicherheit überkam sie, so daß sie festen Schrittes hinter ihm herging, leicht auf seine Hand gestützt, ohne zu schwanken und ohne auch zu zagen.

Höher und höher stiegen sie. An jener Stelle, wo der Weg, scharf nach rechts biegend, steil zum Tabarettajoch hinaufführte, holten sie die Familie Ribenstahl ein. Trotz der Drahtseile, die hier zur Hilfe und Sicherung angebracht sind, hatten es die zwei Führer nicht leicht, ihre beiden ängstlichen Damen und den nicht minder ängstlichen Gatten und Vater über die Felsplatten hinwegzubringen. Am tapfersten benahm sich noch die Tochter. Sie versuchte sogar Goethe zu zitieren: „Im Nebel sucht das Maultier seinen Pfad“ — was aber von seiten beider Eltern sehr übel vermerkt wurde, so daß das literarische Fräulein sich für die nächste Zeit veranlaßt sah, ihre Belesenheit für sich zu behalten.

Endlich waren alle heil und gesund auf dem Joch angelangt. Eva stieß einen Ruf des Entzückens aus,

als sich plötzlich der Blick auf die Gipfel der Ortlergruppe bis weit in die Schweiz hinein öffnete, während im Osten die Dolomiten, rotglühend im Abendsonnenlicht, auftauchten. Gern wäre sie hier ein wenig geblieben.

Aber Ribenstahl war für einen Aufenthalt nicht zu haben. Er erklärte: „Dort ist die Hütte. Erst ein Glas Pilsener, dann kommt die sogenannte Aussicht. Übrigens ist die eigentlich auf allen Bergen gleich."

Und seine Ehehälfte mahnte: „Ich habe die Verantwortung für Sie übernommen, mein liebes Fräulein. Kommen Sie erst ins Zimmer und kühlen Sie sich ab. Dann wird sich das weitere schon finden."

Eva und Goch sahen sich mit einem schnellen Blick an. Abscheulich! — sagte der ihre, scheußlich! — der seine. Aber was sollten sie tun? Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als mit den anderen zusammen den Grat hinaufzusteigen, bis sie den gastlichen Eingang der Payerhütte erreicht hatten.

Eva erhielt gemeinsam mit den Ribenstahlschen Damen ein Zimmerchen für die Nacht angewiesen. Die Herren mußten mit dem allgemeinen Schlafraum fürliebnehmen.

Der schöne Tag brachte es mit sich, daß die Hütte reichlich besetzt war. Von Trafoi und Sulden kamen immer neue Gäste herauf, so daß bald jedes Plätzchen in Anspruch genommen war, und einige Herren sich mit dem Gedanken vertraut machen mußten, auf den Bänken des Gastzimmers zu nächtigen. Goch dachte mit Schrecken daran, wie am nächsten Morgen eine riesige Karawane möglichst uninteressanter Zeitgenossen sich den Kuhweg — so nennt der echte Hochtourist die übliche Anstiegsroute auf den Ortler — hinaufmühen würde. An einen Naturgenuß war unter dieser Menschenfülle natürlich nicht zu denken. Er schüttelte

sich. Nein, so sollte seine Ortlerfahrt mit Eva nicht verlaufen!

Er wies also seinen Führer an, ihn und Eva schon um zwei Uhr Morgens zu wecken, während der allgemeine Aufbruch erst für vier Uhr geplant war. Dann hatten sie eine gute Stunde Vorsprung vor der alltäglichen Menge, und der Berg war wenigstens für kurze Zeit ihr eigen. Er verständigte die Gefährtin mit ein paar heimlichen Worten, und sie war es sehr zufrieden.

An diesem Abend herrschte in dem Gastzimmer der Hütte ein Leben wie in einem Talhotel. Es wurde getrunken, gesungen und renommiert, daß es eine Art hatte. Die Ribenstahls äußerten im Tone geringschätzigster Gleichgültigkeit, daß die Tabarettawände „doch rein gar nichts“ wären, der dicke Unzufriedene aus dem Hotel erklärte vom Ortler, „der olle Hügel könnte ihm schon lange nicht imponieren“, und im gleichen Tone gaben die meisten der Anwesenden ihre Meinung zu erkennen. Wenn man sie so reden hörte, mußte man zu dem Glauben kommen, die Königsspitze wäre für sie ein alltäglicher Spaziergang, den sie vor dem Morgenfrühstück zu erledigen pflegten.

Eva, die sich ihrer Schwäche auf dem schwindeligen Pfade wohl erinnerte, wurde es ganz Angst inmitten so gewaltiger Koryphäen des Bergsports. Aber Goch tröstete sie. Er hatte schon zu viel von diesen Helden kennen gelernt und wußte, daß am folgenden Tage die Leistungen ihrer Beine denen ihres Mundes vom Abend vorher nicht mehr ganz entsprechen würden.

Um neun Uhr mahnten die Verständigen zum Zubettegehen, aber es wurde doch später als zehn, ehe alle ihr Lager aufgesucht hatten.

Eva hatte erst noch einige Gespräche der Riben-

stahlschen Damen zu überstehen, ehe sie Ruhe fand. Doch auch dann noch ließ der Schlummer auf sich warten. Lange lag sie mit offenen Augen und lauschte auf den Wind, der um die Hütte strich. Endlich schlief sie ein. Aber es war nur ein unruhiger Halbschlaf, in den sie verfiel. Ob die dünne Luft hier oben in einer Höhe von über dreitausend Meter, ob die Erregung der letzten Stunden die Schuld trug, es lastete wie ein Alp auf ihr. Allerhand schwere Träume quälten sie. Immer sah sie sich in den schwindelnden Wänden des Tabarettaskammes. Und eine schreckliche Furcht peinigte sie vor dem grausigen Abgrund an ihrer Seite. Sie wollte nicht dorthin sehen, sie hörte die Worte des Führers: „Immer auf den Weg blicken!“ Aber ein unwiderstehlicher Zwang trieb ihre Augen immer wieder der Tiefe zu, und sie verzehrte sich in Angst.

Dann stand sie plötzlich auf der Jochhöhe. Goch war ihr zur Seite. Er hatte sie hinaufgeführt. Unmittelbar vor ihren Füßen brach der Fels jäh ab, und wieder schwindelte ihr vor der Tiefe. Sie griff nach Gochs Hand, die er ihr bot, um sich anzuklammern. Aber die Hand zerging unter ihrem Griff. Sie packte ins Leere. Und jetzt konnte sie sich nicht mehr halten. Das ganze Gebirge schwankte unter ihren Füßen wie ein Schiff im Sturm und drehte sich um sie in sausendem Fluge. Sie schrie laut auf mit einem gellenden Schrei. Dann stürzte sie ins Bodenlose. Schneller und schneller fiel sie, und noch im Fallen dachte sie des Adlers, den der Graf geschossen hatte, und der auch so aus der Höhe herniedersauste. Dann schlug sie unten auf dem Gestein auf, daß die Felsen dröhnten.

Entsetzt fuhr sie im Bett in die Höhe.

Es war zwei Uhr. Der weckende Führer pochte mit seiner schweren Faust gegen die Tür.

Siebentes Kapitel.

Eva empfand es wie eine Erlösung, daß der schreckliche Traum vorüber war. Schnell kleidete sie sich an, und bald war sie bei dem Professor in dem Speiseraum, der von dem Licht einer Laterne nur notdürftig erleuchtet war. Sie frühstückten schnell ein wenig Tee und Brot. Dann brachen sie auf. Es mochte drei Uhr sein. In der Hütte begann es sich eben zu regen, die Führer erhoben sich und weckten ihre Partien.

Als Goch und Eva vor die Tür traten, war es noch dunkle Nacht. Die Luft war kühl, aber nicht kalt. Die Himmelsglocke wölbte sich über ihnen in einem tiefen, schwarzen Dunkelblau, von dem sich das Heer der tausend glitzernden Sterne besonders hellstrahlend abhob. Aber das Sternenlicht genügte doch nicht, um sie ihren Weg erkennen zu lassen. Der Führer und der Professor — den Träger hatte man zurückgelassen — mußten mit ihren Handlaternen jeden Tritt in dem rauhen Gestein beleuchten, daß der Fuß einen sicheren Stand finden konnte.

So kamen sie nur langsam vorwärts über den Hamburger Steig bis an den Tabarettagletscher. Hier wurde das Seil angelegt, mit dem sich die drei fest verbanden. Diesmal ging der Führer voraus, Eva folgte in der Mitte, den Beschluß machte Goch. Am straff gespannten Seil schritten sie in kleinen Abständen hintereinander her. Das gab ihnen die Sicherheit, daß nicht einer unversehens in eine schneebedeckte Gletscherspalte einbrechen konnte.

Sie traten in die Schneewüsten des Ortlermassivs ein.

Ganz allmählich war das Dunkel der Nacht einem matten, trüben Dämmerlicht gewichen. Aber trotz der

fahlen Beleuchtung war es doch noch nicht Tag. Noch lag bleigraue Finsternis überall. Da begann sich im Osten eine Stelle am Horizont zu erhellen. In einer merkwürdig blauen Beleuchtung sah Eva ungeheure Schneeflächen und wild zerrissene Eisgebilde unmittelbar vor sich auftauchen. Blaß und kalt hingen die eben noch strahlenden Sterne am Firmament. Es war, als wenn sie langsam abstürben. Eva kam sich wie verzaubert vor in dieser wunderbaren Umgebung, und wenn nicht Goch und der Führer gewesen wären, hätte sie geglaubt, in einem sagenhaften Märchenlande zu sein.

Jetzt färbte sich der Himmel dort, wo die Dolomiten sein mußten, orangegelb und purpurrot, Strahlengarben schossen hervor in lichter, zitternder Helle, wie die breiten Zacken eines göttlichen Weltdiadems, und dann stieg in stets erneuter Schönheit die Allsiegerin Sonne als glühende Kugel aus dem fernen Bergland hervor. Die Schneeflächen und Eisgebilde verloren ihren blauen Schein, auch sie glühten orangegelb und purpurrot auf. Erst als die Sonne höher und höher stieg, wurden sie weiß. Aber das Tageslicht verlieh ihnen einen glänzenden Schimmer, als wären sie mit Goldpulver überstreut oder mit Goldfäden durchwirkt.

Unwillkürlich hatte Eva die Hände über dem Bergstock gefaltet. „Ist das schön, o mein Gott, ist das schön!“

So weit ihr Auge schweifte, nach oben und in die Tiefe, zur Rechten und zur Linken, nichts sah sie als dieses prachtvolle, unermeßliche, goldschimmernde Weiß. Schnee und Eis ringsum. Sie fühlte kaum die Anstrengungen und Beschwerden des Steigens — so glücklich machte sie der zauberische Anblick.

In der Mitte des Aufstiegs hielt man eine kurze Rast. Dann ging es weiter. Die Hänge wurden jetzt

steiler. Wo die Kraft seines mit schwerem Nagelschuh bewehrten Fußes nicht mehr ausreichte, in dem harten Schnee einen Tritt zu schaffen, mußte der Führer mit dem Pickel Stufen schlagen, aus denen das blanke Eis hervorschaute. Eva klomm tapfer empor. Nur selten bedurfte sie einer Hilfe. Wieder hatte Goch Gelegenheit, die Sicherheit und Kraft ihrer Bewegungen zu bewundern. Was war das für ein prächtiges, herrliches Mädchen! Und dieses Mädchen wurde sein! Er hätte in wilder Freude laut aufschreien mögen. Es war eine heiße, triumphierende Lust des Siegers in ihm.

Näher und näher kam man dem Gipfel, und plötzlich standen sie zu ihrer eigenen Überraschung oben, ehe sie es selber gedacht hatten. Hier seilten sie sich ab, indem sie sich gegenseitig warnten, dem Abgrunde nicht allzu nahe zu kommen.

Der Führer packte ein paar Flaschen Wein und kalte Küche aus dem Rucksack und richtete ein Frühstück her. Goch und Eva hatten die Mäntel angezogen und sich in den harten, trockenen Schnee gesetzt. Sie aßen nach den Anstrengungen des Anstiegs mit gutem Appetit. Und während sie aßen, schweifte ihr Blick immer wieder über das herrliche Meer von weißen Gipfeln und Spitzen, das ihren hohen Standpunkt in unübersehbaren Wellen zu umbranden schien. Von der Weißkugel bis zum Glockner, von den Dolomiten bis zur Königsspitze flimmerte das Gebirge im Licht der Morgensonne. Und wandten sie den Kopf, so sahen sie die stolze Pyramide der Thurwieserspitze mit ihrem messerscharfen Schneegrat aufragen und hinter ihr viele andere Berge bis zur Berninagruppe hin. Nur vom Suldental sahen sie nichts, obwohl es unmittelbar zu ihren Füßen zweitausend Meter tiefer unter ihnen

lag. Eine dicke Wolkenschicht deckte ungefähr in halber Bergeshöhe den ganzen Talboden wie eine milchige, weiße Masse, die das Auge nicht durchdringen konnte. Nichts war zu erblicken von Dorf und Kirche und Hotel.

Goch wies mit der Hand hinunter. „Hier sind wir über den Wolken. Alles, was dort drunten liegt, ist versunken.“

„Alles ist versunken!“ erwiderte Eva.

Der Führer war den Gipfelgrat entlang geschlendert und in einer Schneemulde verschwunden.

Wieder waren sie allein.

Goch zog das Mädchen an sich. Sie schmiegte sich an seine Brust und lehnte ihren Kopf an seine Wange. Sie gedachte jener Gewitterstunde, als er sie zum ersten Male an sich drückte.

„Ob man die Sennhütte von hier aus sehen kann?“ fragte sie.

Beide blickten scharf hinüber zu den Bergen der anderen Talseite, und bald hatten sie die Hütte gefunden, die klein und winzig auf dem grünen Rasen lag.

„Dort, dort ist sie!“ riefen beide zugleich.

Dann sahen sie sich mit einem langen Blick an und küßten sich.

Er machte eine große Gebärde mit dem rechten Arm über die weite, weite, sonnenüberglitzerte Gipfelwelt hin. „Sind wir hier nicht wie ein göttliches Königspaar,“ rief er, „und die ganze Erde ist unser?! Dort unter den Wolken wimmelt das jämmerliche Geschlecht der Irdischen. Aber wir haben kein Teil an ihnen und ihrer Erbärmlichkeit. Wir sitzen hier oben auf unserem Thron und lachen ihrer. Ich kann dir's nicht sagen, Lieb, wie ich mich auf diese Stunde gefreut habe, da ich dich im Arm halten und dir alle diese Herrlichkeit

zeigen würde. Hier sind wir ganz losgelöst, ganz frei, ganz Herr über uns. So schrankenlos werden wir uns niemals wieder gehören. Zwei Menschen sind wir nur im unendlichen Raum, einsam und allein. Das scheint so wenig und ist doch so viel. Zwei Menschen, die sich lieb haben! Mir ist, als wenn das All, der blaue Himmel, die weißen Berge und die goldene Sonne, als wenn all diese lichte Farbensinfonie in einem gewaltigen Akkord zusammenklänge, und dieser brausende Akkord ist — Liebe!"

Sie hing willenlos an seinem Halse und sah ihn mit strahlenden Augen an.

Wie sie ihn liebte, wenn er so in edler Begeisterung sprach!

All ihre Träume wurden wach. Sie schloß die Augen.

Nicht denken, nur genießen! Die Seligkeit der Stunde ganz ausgenießen und auf das Große warten, das Herrliche, das von ihm kommen mußte!

Er deutete ihr Schweigen falsch.

Nach einer Pause begann er: „Du hast mir gestern auf dem Rastplatz von einer Entscheidung gesprochen. Ich habe viel darüber nachgesonnen diese Nacht. Denke nicht schlecht von mir, Eva, glaube nicht, daß ich dich wie ein verliebter Jüngling an meine Seite reiße, ohne zu beachten, was ich dir und deiner Würde schuldig bin."

„Sprich nicht davon," bat sie. „Ich bin zufrieden und glücklich."

„Nein," beharrte er, „es soll kein Schatten auf mein künftiges Weib fallen."

Bei diesen Worten zuckte das Mädchen in seinen Armen zusammen. Sie wagte nicht zu atmen. Immer noch hielt sie die Augen geschlossen. Jetzt — was würde er ihr jetzt sagen?!

„Du bist frei, wenn du frei sein willst?“ fragte er. „Es kostet dich nur ein Wort?“

Sie sah ihn an und nickte.

Er schlug die Augen nieder. „Bei mir ist es anders,“ erwiderte er, und sie fühlte, daß er die Worte nur mühsam hervorpreßte. „Ich kann nicht ohne weiteres vor meine Frau hintreten und ihr sagen — sie ist viel kränker, als du glaubst und als sie selbst ahnt — mir haben es die Ärzte gesagt. Ein Wort von mir könnte zu einer Katastrophe führen — und das — nein, das darf und kann ich nicht. Einmal wird ja die Stunde kommen, wo auch ich —“

Er ließ die erhobene Rechte hart aufs Knie fallen und seufzte tief und schwer auf.

Eva fuhr jäh empor. Es überlief sie ein Frostschauer. Plötzlich sah sie alles das deutlich vor sich, dessen Anblick sie bis dahin ängstlich vermieden hatte. Was er sagte, war gewiß gut. Aber es war doch auch so schrecklich — so schrecklich! Sie sollte wieder warten — und diesmal warten — auf den Tod! Sie zitterte wie im Fieber.

Er sprang auf. „Um Gottes willen, Liebste,“ rief er, „ist dir nicht wohl? Habe ich dich verletzt?“

„Nein, nein,“ wehrte sie heftig ab. „Was du sagst, ist wahr und richtig. Ich — nur — mir ist plötzlich kalt geworden hier oben in dem Schnee. Komm, laß uns absteigen. — Wenn ich mich bewege, wird mir sicher besser. Ja — bitte?“

Er lief eilig, den Führer zu holen. Sie seilten sich wieder an und begannen den Abstieg. Sie sprachen wenig. Hin und wieder fragte Goch besorgt, wie es ihr ginge. Dann tröstete sie ihn. Aber tief in der Seele hatte sie nur den einen Gedanken: Du mußt wieder warten — und diesmal warten auf — den Tod!

Und ein Lied fiel ihr plötzlich ein, das sie einmal irgendwo gehört hatte:

„Ich mag ein Glück nicht haben,
Das fremdem Leid entblüht."

Und wieder zitterte sie wie im Fieber.

Allmählich begegneten ihnen die Partien, die später aufgebrochen waren und ihnen jetzt entgegenkamen. Zuerst erschienen die rüstigen Steiger. Viel weiter unten trafen sie auf die Familie Ribenstahl. Vater und Mutter waren schon sehr erschöpft, und die Frau wäre wohl gern umgekehrt. Aber Ribenstahl erklärte, die Führer wären bezahlt, und das Geld wolle er nicht zum Fenster hinausgeworfen haben. Also vorwärts trotz aller Müdigkeit! Auch der Herr, dem der „olle Hügel" gar nicht imponieren konnte, war krebsrot im Gesicht und pustete erbärmlich. „Das ist ja eine elende Schinderei hier im Schnee," sagte er. „Eigentlich bin ich Dolomitenkletterer. Das ist das einzig Wahre. Schneeberge — nee, der reine Blödsinn!"

Als Eva und Goch in die Hütte zurückkehrten, war diese von den Gästen leer. Eva ließ sich eines der Damenzimmer geben und riegelte sich ein. Angekleidet legte sie sich aufs Bett. Sie mußte sich ausruhen, ausruhen von den körperlichen Anstrengungen und von ihren folternden Gedanken.

Lange lag sie so. Da reifte in ihr ein Entschluß. Sie ließ sich von der Wirtschafterin ein wenig Suppe und Fleisch heraufbringen. Als sie gegessen hatte, fühlte sie sich gekräftigt. Es war Mittag vorbei, als sie zu Goch hinunterging.

Er sprang sofort von seinem Platz in der Sonne auf und kam ihr eilig entgegen. „Gott sei Dank — da bist du heil und gesund!"

„Ja, da bin ich. Aber ich will fort — nach unten.“

„Wie du willst. Wir können sogleich aufbrechen.“

„Nein, Lieber, nicht wir. Nur ich. Du mußt hier oben bleiben.“

„Ich? — Dich allein lassen? — Nein, Eva!“

Sie unterbrach ihn hastig in gereiztem Ton: „Ja, verstehst du das denn nicht?! Kannst du dich denn gar nicht in meine Lage hineinversetzen?! Ich bring's nicht über mich, jetzt mit dir dort zu erscheinen vor der — vor all den anderen.“

Er sah ihre Erregung. „Du hast recht,“ sagte er. „Ich achte deinen Wunsch. Der Träger bringt dich hinunter. Er ist zuverlässig. Ich behalte den Führer hier. Wir machen ein paar Spitzen, und in zwei, drei Tagen komme ich nach. — Aber über die Wände werde ich dich wenigstens begleiten.“

„Nein — nein,“ bat sie, „ich will allein sein, ich muß allein sein!“ Und weich und schmeichelnd fügte sie hinzu: „Sei gut, Liebster, bleib da. Es ist die erste Bitte.“

Da hieß er den Träger sich fertig machen.

Sie nahmen einen kurzen Abschied, und dann brach Eva mit dem Manne auf.

Goch stand auf einer Zinne des Grates und blickte ihnen lange nach. Als sie um einen Felsvorsprung verschwunden waren, packte ihn plötzlich eine bebende Angst. Wenn ihr ein Unglück zustieße, wenn sie abstürzte von dem schmalen Pfad, wenn er sie nie wiedersähe!

Nie wiedersähe!!

Einen Augenblick war es ihm, als müßte er ihr in wilden Sätzen nacheilen, sie festhalten und nicht wieder aus seinen Armen lassen. Aber dann schalt er seine Befürchtungen töricht. Wirklich — er war verliebt wie

ein Knabe. In spätestens drei Tagen würde er wieder bei ihr sein. Vielleicht konnte er über die Thurwieserspitze nach Trafoi absteigen und von da nach Sulden hinauffahren, vielleicht über den Ortlergrat die Hochjochhütte und von da den Eisseepaß erreichen, und so über die Hallenser Hütte zurückkehren. Er dachte an ihre Bitte und ihren flehenden Blick.

Und er ging langsam in die Payerhütte zurück.

Achtes Kapitel.

Als Eva den schmalen Pfad hinabschritt, dachte sie nicht an Abgrund und Schwindel. Die Außenwelt war für sie nicht da. Sie dachte nur immer an sich und an das, was werden sollte. Sie hatte absichtlich vor der Wirklichkeit die Augen geschlossen. Er aber hatte sie ihr gewaltsam geöffnet. Sie fragte nicht, ob er recht daran getan hatte. Er hatte es getan, also mußte es auch wohl recht sein. Jetzt wußte sie, was er wollte und was ihr bevorstand. Jetzt lag die Zukunft klar vor ihr. Die Rücksicht, die er üben wollte, war vornehm, ja selbstverständlich. Und doch! Sie seufzte laut auf. Es klang wie ein schluchzender Schrei. Wie elend war das Leben! Wie so ganz anders, als unser Herz es sich träumt! So klagte sie bitter. Ihre Lage kam ihr so häßlich vor, so unwürdig. Sie wußte nicht, wie sie es fertig bringen sollte, der Frau gegenüberzutreten, die so krank war, und auf deren Sterben sie warten sollte, damit sie selbst im Besitz leben konnte.

Als sie an den Platz unter den letzten Lärchen kamen, wo sie am Tage vorher mit Goch gesessen hatte, fragte ihr Begleiter, ob sie hier wieder ein wenig rasten wollte. Aber kurz und heftig wies sie den Vorschlag von der Hand. Nein, nein, nicht hier — weiter unten!

Auf einer Bank am unteren Waldesrand machte sie endlich Halt. Sie fühlte, daß sie erschöpft war. In diesem Zustand wollte sie nicht heimkehren. Sie setzte sich und schickte den Träger fort.

„Geben Sie nur die Sachen beim Portier ab. Von hier finde ich den Weg schon allein."

Der Mann grüßte und ging.

Sie lehnte sich lässig und matt in die Bank zurück. Sie dachte hier gründlich auszurasten. Vor ihr breitete sich das liebliche Tal aus im goldigen Schein der Nachmittagssonne. Die Morgenwolken waren längst verflogen. Unmittelbar zu ihren Füßen lag das Dorf mit der Kirche, rechts oberhalb der blumigen Wiesen, deren Duft zu ihr heraufwehte, breiteten sich die Gampenhöfe aus, und von dem gegenüberliegenden Berghang grüßte das Hotel herüber, hell und freundlich wie immer.

Ihr aber erschien es heute aller Freundlichkeit bar. Mit Angst und Schrecken dachte sie daran, daß das ihr Ziel war, und daß sie da hinüber mußte.

Sie beschloß, noch recht lange hier im Walde zu bleiben und das Zusammentreffen mit Frau Klarissa so weit wie möglich hinauszuschieben. Sie hatte ja Zeit — viel Zeit. Und doch fand sie keine rechte Ruhe. Ihr war's, als wenn das Haus dort drüben sie mit einer geheimnisvollen Macht anzöge, wie einst der Magnetfels das Schiff Sintbads, des Seefahrers. Sie wollte sich wehren gegen diesen dunklen Zwang und ihm nicht nachgeben. Aber sie stand doch nach kurzer Zeit auf, als sie sich ein wenig erholt hatte, und setzte ihre Wanderung fort.

Sie ging durch das Dorf und die Wiese, sie kam auf die Fahrstraße und folgte dieser. Aber sie tat das alles mechanisch, ohne zu wissen, warum. Sie

wurde gegrüßt und dankte auch, aber sie wußte nicht, wer sie gegrüßt hatte. Endlich kam sie vor dem Hotel an. Sie ging durch das Vestibül, die Treppe hinauf, direkt in ihr Zimmer, mit eilender Hast allen Fragen ausweichend.

Ihre Mutter war nicht anwesend. Das war ihr recht. Sie hätte ihr jetzt nicht Rede und Antwort stehen mögen. Sie war körperlich todmüde, aber ihr Geist war fieberhaft erregt. Sie fühlte, daß sie jetzt nicht würde schlafen können, selbst wenn sie sich niederlegte. So zog sie nur die schweren Schuhe aus und setzte sich ans offene Fenster.

Hochaufatmend schloß sie die Augen. Ruhe — nur Ruhe!

Sie hatte den Platz noch nicht lange inne, da hörte sie Stimmen. Es war eine in sehr lebhaftem Tone geführte Unterhaltung zwischen ihrer Mutter und der Professorin. Die Damen mußten sich auf dem Gochschen Balkon befinden.

Die Professorin schien sich über etwas zu beklagen, während ihr Frau Dircksen beschwichtigend zuredete. Eva wollte aufstehen, denn alles Horchen war ihr verhaßt. Aber was sie hörte, erregte ihre Aufmerksamkeit doch so sehr, daß sie immer wieder zögerte, fortzugehen. Und schließlich blieb sie sitzen.

Meist sprach Frau Goch. Sie schien aufgeregter, als das sonst ihre Art war.

„Nein, nein — glauben Sie mir, verehrteste Freundin," sagte sie, „ich weiß es sehr genau, daß ich nicht die Frau bin, die mein Mann so recht eigentlich braucht; ich fühle es ganz gut, daß ich ihm das nicht sein kann, was er haben müßte. Ich bin krank und schwach, und er steht in der Blüte seiner Kraft. Daß ich ihm da oft hinderlich bin, du lieber Gott, das sehe ich wohl

ein. Das ist ja auch gar nicht anders möglich. Er will gern nach München. Aber das Klima dort ist zu gefährlich für meinen Hals. Und dann — ich mag nicht fort von Familie und Verwandten und Freunden. Ich sehe es ja ein, wie gut er zu mir ist, wie unendlich gut und zärtlich und um mich besorgt. Gerade letzthin war er wieder so lieb. Und ich nehme mir auch täglich vor, hierin hinter ihm nicht zurückzubleiben. Aber öfter kommt so eine böse Laune über mich, eine wahre Lust, den Mann zu quälen."

„Aber — aber!" warf die Justizrätin ein.

„Ja, das ist so. Wirklich. Ich glaube, das ist uns Frauen angeboren, daß wir immer wieder den törichten, schlechten Wunsch haben, dem Mann unsere Macht zu zeigen, rein aus falschem Trotz. Und dann bin ich schlecht zu ihm gegen meinen eigenen Willen. Aber ich kann doch nicht anders. Das ist stärker als ich."

„Meine liebste Frau Goch," unterbrach sie hier die Justizrätin halb ärgerlich, halb trostbeflissen, „das reden Sie sich nur ein. Jeder hat einmal eine üble Laune."

„Nein, nein," beharrte die andere. „Daran ist gar kein Zweifel. Ich nehme mir auch stets vor, mich zu bessern. Aber ich kann nicht — ich kann nicht. Ich bin doch nun einmal so, es kann doch kein Mensch für seine Natur. Man vermag sich doch nicht anders zu machen, als man ist. Öfter denke ich, es ist die dumme Krankheit. Ja, gewiß ist die an vielem schuld — wenn ich erst wieder ganz gesund bin, dann soll alles anders werden. Dann werde ich wirklich nur für meinen Mann leben. Denn — sehen Sie — ich habe ihn doch rein aus Liebe geheiratet, und ich habe ihn heute noch so lieb wie am ersten Tage. Ja, lächeln Sie nur, es ist wirklich wahr. Denken Sie, so dumm es ist — ich bin beinahe auf Ihr Fräulein Tochter

eifersüchtig, weil sie mit ihm auf die Berge gehen kann, und ich muß mit all meiner Liebe hier unten bleiben."

Eva erhob sich und schloß rasch das Fenster. „Der Horcher an der Wand!" sagte sie leise vor sich hin. Sie schämte sich entsetzlich. Bis dahin hatte sie eine Entschuldigung für ihr eigenes Verhalten, ja eine Art Rechtsanspruch für sich darin gefunden, daß jene Frau ihres Mannes so durchaus unwürdig war. Sie hatte sie immer für eine herzlose Egoistin gehalten, der man wohl Gleiches mit Gleichem vergelten durfte. Und jetzt hörte sie das! O, wie sie sich schämte!

Sie wollte sich niederlegen. Schlafen — vergessen! Das schien ihr jetzt das Wünschenswerteste. Morgen würde ihr Kopf klarer sein. Da konnte sie überlegen, was zu tun war. Vielleicht fand sie morgen eine Lösung. Sie ließ die Mutter zu sich bitten und meldete sich zur großen Freude der Justizrätin zurück. Sie erzählte, daß der Professor noch oben geblieben sei, und daß sie selbst nach all den Anstrengungen nur den einen Wunsch hätte, gehörig auszuschlafen. Die Mutter fand das sehr verständig und versprach, sie nicht zu stören.

Bei Eva erfolgte jetzt der Rückschlag auf die Erregungen der letzten Stunden. Kaum hatte sie sich gelegt, begann sich ihr Bewußtsein zu trüben. Sie hörte noch die Glocken des Stellwagens, der die Post heraufbrachte. Aber es war nur eine undeutliche Wahrnehmung. Die Post? — Was ging sie die Post an?

Dann sank sie in einen schweren, traumlosen Schlaf.

* * *

Am nächsten Morgen beim Frühstück fiel Eva an ihrer Mutter eine gewisse geheimnisvolle Art auf, die

sie beunruhigte. Auf ihre Frage, was es denn gäbe, lächelte die Justizrätin mit einem merkwürdigen Lächeln.

„N'chts, mein Kind, wirk.ich nichts," sagte sie dann.

Aber das Gesicht, das sie machte, strafte die Worte Lügen.

Eva sah die Mutter kopfschüttelnd an. Was hatte das nur zu bedeuten?

Aber kaum hatte sie den letzten Bissen ihres Frühstücks verzehrt, da konnte die Justizrätin ihr Geheimnis nicht länger zurückhalten. Sie legte der Tochter den Arm um die Schulter. „Ich habe es dir nicht vor dem Frühstück gesagt, damit du erst in Ruhe etwas genießen konntest. Aber jetzt — sieh, was ich hier habe? Zwei Briefe von — Walter, die gestern abend gekommen sind!"

Eva traf die Eröffnung wie ein Schlag. „Zwei Briefe — von Walter?" fragte sie tonlos. Sie fühlte, daß sie erbleichte und am ganzen Leibe bebte.

„Du schliefst gestern abend so fest, als die Post kam, da wollte ich dich nicht wecken. — Das ist eine freudige Überraschung — nicht?"

„Freudig? — Erst muß ich doch wissen, was in den Briefen steht." Jedes Wort mußte sie sich mühsam abringen.

„Na ja — natürlich. — Aber, mein Gott, Evchen, was ist dir?"

Sie zog die Tochter an sich.

„Mir? O nichts. Ich bin nur so furchtbar erschrocken."

„Erschrocken? — Nun, nun, ich werde dir ein paar Baldriantropfen auf Zucker geben. Es ist ja auch zum Erschrecken. Du hast wohl kaum noch darauf gerechnet? Ich auch nicht."

Sie reichte der Tochter die Briefe hin.

„Nun — mach doch auf! Was schreibt er denn?"

Aber Eva schüttelte den Kopf. „Nein, Mama, nicht hier. Dazu muß ich allein sein. Ich gehe auf mein Zimmer."

Sie stand schnell auf und eilte davon.

Die Mutter sah ihr mit mißbilligendem Kopfschütteln nach. „Ja, ja — es ist schon ein Leiden mit einer solchen Verlobung!" —

Als Eva auf ihrem Zimmer war, fiel sie eine Schwäche an, daß sie sich setzen mußte. Die Knie zitterten ihr. Sie hielt die beiden Briefe in ihrem Schoß, aber sie hatte nicht den Mut, sie zu öffnen. Was konnten sie ihr bringen? Freudiges auf keinen Fall. Wie Walter auch immer schrieb — das Glück war nicht für sie in diesen Briefen.

Endlich nahm sie sie auf. Der eine mit einer japanischen Marke war nach dem Poststempel aus Yokohama von Ende Mai, der andere mit einer deutschen Marke vom 20. Juni aus Tsingtau. Er trug den Postvermerk „via Sibirien". Beide Briefe waren nach Greifswald adressiert und von der Post hierher nachgesandt worden. Sie seufzte schwer. Dann riß sie den ersten Umschlag auf.

Walter schrieb:

„Yokohama, 26. Mai.

Mein liebes, süßes Mädchen!

Vielen herzlichen Dank für alle Deine lieben Briefe, die mich hier im fernen Osten erreichten. Ich muß es Dir immer wieder sagen, wie sehr ich mich freue, wenn so ein treues Schreiben von Dir mir Grüße aus der Heimat bringt. Und nun erst die Küsse, die Du leider immer nur schriftlich mitsendest! Kannst Du Dir vorstellen, daß ein kaiserlich deutscher Marinearzt ganz gewöhnliches Schreibpapier an seine bärtigen

Lippen drückt wie ein verliebter Fuchs im ersten Semester?! Glaube mir, es ist so. Freilich ist es ja auch nicht ein ganz gewöhnliches Papier, hat doch eine gewisse liebe, kleine Hand ihre klaren, festen Buchstaben darauf gemalt. — Ach, Eva, es ist doch gut, daß uns brummigen, schwerfälligen Deutschen so eine gehörige Portion Sentimentalität im Blut steckt. Sonst gäbe es gar keine deutsche Liebe, kein deutsches Mädchen und keine deutsche Treue, kurz, kein deutsches Vaterland. Und ohne das alles brauchten wir keine deutschen Soldaten, also auch keinen kaiserlich deutschen Marinearzt. Und wenn's den nicht gäbe, wie könnte dann ein glücklich-unglücklicher Bräutigam hier im fernen Lande sitzen und mit heißer Sehnsucht an seine Braut am Ostseestrande denken?!

Liebste, jetzt ist es ja nicht mehr lange, dann bin ich wieder bei Dir und halte Dich wieder in den Armen wie einst in den schönen, schönen Tagen unserer jungen Liebe. Dann ist alles vergessen, Trennung und Trennungsschmerz, wir sind beieinander, Du bist ich, und ich bin Du, und die Welt, die liegt dort draußen. Wie ich mich darauf freue! — Du lächelst? Ja — glaube nur ja nicht, daß ein Mann in der Fremde nicht ebenso treu sein könnte wie sein Mädchen, das daheim auf ihn wartet. Sie machen in Europa so viel Wesens von den zierlichen, feinen, kleinen Japanerinnen. Aber sie sind eigentlich mehr possierlich als nett. Wie die Meerkatzen. Jedenfalls nichts für meinen Geschmack. Und von den Geishas mußt Du nun schon gar nicht glauben, daß sie so süß-sentimental sind wie die Sängerinnen in der Operette. Ach — die Sorte ist in der ganzen Welt gleich, und mir kann sie gestohlen werden. Höchstens etymologisch interessant. Und das ist das ganze Volk — und zwar im höchsten Grade. Kerle,

die aussehen wie die Affen und doch eine Intelligenz haben, die uns noch manches zu raten aufgeben wird. Aber bange machen gilt nicht. So fest wie die Wacht am Rhein steht auch die am Gelben Meer. Du weißt doch: „Ihr will ich ganz mein Leben weih'n, der Flagge schwarz-weiß-rot.' Ich werde ja dann nicht mehr dabei sein. Beinahe hätte ich gesagt — leider. Aber das ist ferne Zukunftsmusik, die uns jetzt die Stimmung nicht verderben soll. Ich halte mich an die sichere Hoffnung, daß ich Dich noch in diesem Sommer in die Arme schließen werde. Und dann wollen wir uns unser Haus bauen und glücklich sein. Adieu, mein Lieb. Grüße Deine Mutter und sei selbst tausendmal gegrüßt. Ich küsse Dir die lieben Augen und den trotzigen Mund.

Dein Walter.

Morgen geht die Post. Wenn Dich der Brief nicht mehr in Greifswald erreicht, so doch sicher in Swinemünde."

Mit zitternden Händen öffnete Eva den zweiten Brief. Er zeigte eine unruhige Schrift mit großen, erregten Buchstaben und lautete:

„Hurra, Hurra und noch einmal Hurra! Tusch! Nationalhymne! — Herz, mein Herz, denke Dir, denke Dir, endlich ist es so weit: die Ablösungsorder ist da. In ein paar Tagen geht's fort, wahrscheinlich mit dem ‚König Albert' vom Norddeutschen Lloyd. Ich bin ganz aus dem Häuschen. Gestern habe ich einem königlich preußischen Leutnant einen Kuß gegeben, stell Dir das vor, und zwar meinem alten Freunde Petersen — ich habe Dir gewiß schon von ihm erzählt. Er ist soeben von Peking eingetroffen und kam mir gerade recht, um mit ihm ein paar Flaschen Most umzubringen. Bei der dritten passierte es. Er dachte,

es wäre der Wein. Aber glaube das nicht, mein Lieb, es war die helle, jubelnde Herzensfreude. Ich mußte jemand einen Kuß geben. Und da ich Dich nicht hatte, mußte Petersen heran. In der Not frißt der Teufel Fliegen. Eifersüchtig brauchst Du also nicht gleich zu sein.

Wie man mir bestimmt versichert hat, geht dieser Brief über Sibirien, so daß er hoffentlich verhältnismäßig schnell in Deine Hände kommt. Ich schwimme dann wahrscheinlich irgendwo in den indischen Gewässern herum. Dich aber stelle ich mir vor, wie Du auf Deinem Lieblingsplatz am Strande sitzest und beim Lesen dieser Zeilen Deine lieben Hände zusammenschlägst und in die denkwürdigen Worte ausbrichst: Du lieber Gott, jetzt ist er ganz verrückt geworden! Und dann freust Du Dich doch. Verrückt oder nicht — die Hauptsache ist, daß er nun bald wieder da ist!

Ja, meine Eva, das ist die Hauptsache. Ich muß es Dir immer wieder sagen, wie glücklich mich der Gedanke macht, nur erst wieder bei Dir zu sein.

Und jetzt ist auch der Zeitpunkt gekommen, wo ich Dir ein Geständnis machen muß. Erschrick nicht! Es ist alles schon vorbei. Ich habe es Dir verschwiegen, um Dich nicht zu ängstigen, da Du aus der Ferne ja doch nicht helfen konntest. Ich war nämlich krank — nicht unbedeutend. Ich hatte in Tsingtau eine ziemlich heftige Attacke von Enteritis zu überstehen — der Sanitätsrat wird Dir sagen, was das ist. Es war eine eklige Geschichte, zumal bei unsereinem, der sich so schön selbst kontrollieren kann. Aber schließlich habe ich es ja glücklich durchgeholt, nachdem ich sieben Wochen fest im Lazarett gelegen hatte. Der ganze lange Aufenthalt in Japan war dann eine erzwungene Rekonvaleszenzzeit. Daher erklärt es sich auch, daß meine

Briefe letzthin etwas unregelmäßig abgingen. Die Behörde hatte ich ersuchen lassen, Euch nichts von meiner Krankheit zu melden. Wie das im einzelnen mit Dienst und Urlaub zusammenhing, werde ich Dir mündlich auseinandersetzen. Jetzt ist glücklich alles vorüber, und ich bin gesund wie ein Fisch im Wasser.

Da fällt mir übrigens ein, daß ich Dir etwas sehr Gewähltes mitbringe. Freue Dich, mein Herze. Wir haben auf der letzten Reise die Seeschlange getroffen, und was mehr ist, auch gefangen! Tatsache! Es war ein Untier von fast einem halben Kilometer Länge. Und damit wir den Zweiflern zu Hause beweisen könnten, daß wir sie wirklich getroffen haben, ließ der Kapitän für uns jeden ein Stück abschneiden. Auf mich kam die Schwanzspitze. Sie ist zwar nur einen halben Fuß lang, aber ich ließ sie für Dich in Spiritus setzen, und wenn ich erst daheim bin, bekommst Du sie.

Ach, daheim! Was liegt alles in dem Wort, wenn man so lange draußen war bei diesen gelben Kerlen und noch dazu als Jüngling in verlobtem Zustande! Ach Deutschland, liebes, altes Vaterland, mit deinen Philistern und Kleinlichkeiten und Schwächen:

Es trägt schon das kleinste Baby
Die Schnurrbartbinde von Haby!

aber auch mit all deiner Größe, deinem tiefgründigen Ernst, deiner lange verhaltenen und dann um so ungestümeren Begeisterung und mit deinen treuen, lieben Menschen! Ach Deutschland! Auf Wiedersehen, mein Lieb, im August bin ich bei Dir und dann — dann hört überhaupt alles auf vor Seligkeit."

Als Eva diese beiden Briefe gelesen hatte, saß sie lange Zeit wie erstarrt. Sie konnte nicht weinen, sie konnte nicht lachen. Sie konnte sich nicht einmal be-

wegen. Erst allmählich kam ihr zum Bewußtsein, daß ihr die dumpfe Zimmerluft wie ein Zentnergewicht auf der Brust lag. Sie mußte hinaus — ins Freie! Hier würde sie wahnsinnig werden, das fühlte sie.

Ohne Hut oder Schirm zu nehmen, eilte sie aus dem Zimmer, die beiden Briefe krampfhaft in der Hand haltend. Sie verließ das Hotel und schritt hastig dem Walde zu. Sie mußte allein sein, einsam. Ohne auf den Weg zu achten, kam sie zu jener Steinbank, wo sie am Anfang ihres Aufenthalts so oft geweilt hatte. Hier war es still und ruhig, hier wollte sie bleiben.

Sie preßte die Fäuste gegen die Schläfe, als könnte sie das hämmernde Blut zurückdrängen. Sie mußte sich zur Ruhe zwingen, um die Briefe noch einmal lesen zu können. Sie hatte sie ja nur zur Hälfte verstanden.

Als sie ein wenig ruhiger zu sein glaubte, las sie von neuem, was Walter schrieb. Und während sie las, tauchte sein Bild wieder vor ihr auf, so klar und deutlich wie schon lange nicht mehr. Sie glaubte ihn vor sich zu sehen beim Schreiben, mit dem ernsten Zug um den Mund und dem fröhlichen Lächeln in den guten blauen Augen. Wie er sich freute auf das Wiedersehen, der liebe Junge! Ja, das war echt, das war keine zurechtgemachte Gefühlsheuchelei. Und das mit den Geishas — mein Gott, sie hatte ja nie geglaubt, was man ihr andeutete. Jetzt aber wußte sie, daß das alles nicht wahr war, und daß man ihn verleumdet hatte. Und dann das Wichtigste, das ihr noch jetzt das Herz zusammenkrampfte: er war krank gewesen, er hatte auf den Tod gelegen, aus Rücksicht und Zartgefühl hatte er ihr seine Schmerzen verschwiegen, und sie, sie hatte geglaubt, er hätte sie vergessen, er wollte

sich von ihr losmachen; sie hatte, während er in Treue und Sehnsucht die Tage zählte, bis er sie und die Heimat wiedersehen würde, sie hatte inzwischen ihm die Treue gebrochen, sie hatte einen anderen —

Die Hände mit dem Brief fielen ihr schwer in den Schoß. Krampfhaft zerknüllte sie das Papier.

Ihr Blick traf die Berge, die in stolzer Pracht vor ihr aufragten. Hier hatte sie gesessen, als Goch zum ersten Male hinaufgestiegen war, und hatte auf ihn gewartet. Hier hatte sie gesessen und sich ausgemalt, wie er dort oben auf kühne Abenteuer auszog. Hier hatte sie zuerst um ihn gebangt.

Was war mit ihr vorgegangen? War es denn möglich, daß man sich nach einem Menschen sehnen konnte, während man einen anderen liebte? Wie konnte das geschehen? Es war ja noch keinen Monat her, daß sie jenen Brief an Walter geschrieben hatte, daß sie ihn mit ihren Händen hätte herbeiziehen mögen aus dem fernen Land, mit ihren Händen an ihr Herz. Und doch — dort droben auf dem Firnfeld des Ortlers, dort über den Wolken ... Sie schlug die Hände vors Gesicht in glühender Scham. Ihre Gedanken verwirrten sich. Sie wußte nicht mehr ein und aus. Sie war ganz und gar verzweifelt.

Endlich löste sich die ungeheure Spannung in einem wilden Weinen auf. Ein herzzerbrechendes Schluchzen durchschütterte ihren jungen Körper. Reichlich flossen die Tränen. Und zwischen dem Schluchzen fragte sie laut vor sich hin: „Bin ich denn wirklich so schlecht — wirklich so schlecht?“

Da antwortete eine milde, freundliche Stimme neben ihr: „Nein, Eva — das sind Sie nicht.“

Entsetzt fuhr sie in die Höhe.

Graf Auerswald stand an ihrer Seite.

Neuntes Kapitel.

Eva sprang entsetzt auf, um davonzulaufen. Der Graf aber hielt sie mit sanfter Gewalt auf der Bank fest.

„Geh'n S', Eva," sagte er, „sein S' ein braves und verständiges Madel und hören S' mich ruhig an. Ich will Ihnen ja helfen. Deshalb bin ich Ihnen nachgegangen."

Sie schluchzte vor sich hin. „Mir kann kein Mensch helfen."

„Vielleicht doch," erwiderte er mit sonderbarer Betonung.

Da sah sie ihn mit ihren verweinten Augen groß und angstvoll fragend an. „Ja — was denn? — Sie wissen ...?"

Er nickte. „Ich bin doch net blind. Zum mindesten net gar so blind wie die anderen."

Da senkte sie tief das Haupt.

Er aber streichelte ihr leise das junge, blonde Haar mit seiner braunen, knochigen Hand. Sie ließ es sich gefallen, ohne sich zu rühren. Sie weinte nur still vor sich hin. Er ließ sie ruhig gewähren. Erst als sie sich die Augen trocknete und in hilfloser Verzweiflung vor sich hin blickte, setzte er sich neben sie.

„Also jetzt stad sein, Eva — ja? Jetzt werd' ich zu Ihnen reden, wie der Goethe zu seiner Ulrike geredet hätte, wenn sie in einer ähnlichen Lage gewesen wär'. Vielleicht net ebenso gescheit, aber dumm a net. Dazu bin i zu alt. Jedenfalls aber aus einem guten, ehrlichen Herzen." Und mit leise zitternder Stimme setzte er hinzu: „I hab' Sie sehr gern, Eva, und i möcht' net, daß Sie unglücklich werden."

„Unglücklich werd' ich ja doch."

„Warum? — Weil Sie den Professor gern haben, oder glauben, daß Sie ihn gern haben?“

Wieder senkte das Mädchen tief den Kopf. Er aber nahm ihre Hand und fuhr fort: „Wissen S' was, Fräulein Eva? Fassen S' sich ein Herz und alsdann — reisen S' ab mit Ihrer Frau Mutter, so schnell wie möglich, eh' noch der Professor von den Bergen heruntersteigt!“

Jetzt sprang das junge Mädchen auf. „Aber wie ist das möglich? Wie kann ich jetzt, nachdem — nachdem ...?“

Sie brach ab und ging händeringend mit erregten Schritten vor der Bank auf und ab.

Eine Angst stieg plötzlich in ihm auf. „Eva — i bitt' Ihnen — es ist doch nix gescheh'n — nix Ernsthaftes — zwischen Ihnen und dem Professor — nix, das nicht wieder gutzumachen wär'?“

Sie sah ihn groß an. „Nein,“ erwiderte sie mit fester Stimme.

Er atmete unwillkürlich erleichtert auf. „Nun — also, dann wird noch alles ins richtige Geleis kommen. — Sie meinen jetzt, Sie können's nicht übers Herz bringen, daß Sie den Professor verlassen. Aber glauben Sie mir, mein liebes Kind, das ist alles nur Einbildung. Es ist noch gar net so lang' her, da meinten S', Sie könnten ohne Ihren Walter nicht leben. Das ist gar keine Schand' weiter. Die Lieb' ist halt eine Zeitfrage. Ja, ja — das klingt vielleicht gar nicht poetisch, aber es ist doch wahr. Und wie's mit Ihnen und dem Professor 'gangen ist, das ist so natürlich. — Sie brauchen sich nicht zu schämen, daß es so gekommen ist, aber Sie sollen sich auch nicht schämen, wenn Sie ein End' machen. Er ist nicht glücklich, und das ist in seiner Ehe nicht weiter verwunderlich — und Sie sind es

auch nicht. So sind Sie zwei zueinander gekommen wie zwei Verschmachtende. Der Dürstende hatte Brot, aber nichts zu trinken, und der Hungernde hatte Wein, aber nichts zu essen. Da habt ihr euch halt gegenseitig gegeben — ganz natürlich! Und doch wär's vielleicht zu Hause, in Ihrer Heimat, nicht so weit gekommen. Aber hier in der Fremd', in den Bergen mit ihrer verspäteten Frühlingsluft, hier, wo alles so anders ist als daheim, da scheint's halt dem törichten Menschen, er wär' plötzlich frei von allen Banden, die ihn sonst im Leben halten. Aber sein Sie sicher, ist die Festzeit der Reise vorbei, dann tritt wieder der Alltag in sein Recht. Dann schaut das Leben wieder ganz anders aus. Dann erkennt man, daß das, was man dort draußen für das Echte und Wahre gehalten hat, nur falscher Schein in einer fremden Sonne war. Und dann kommt die Reu'. Ersparen Sie sich die, ehe es zu spät ist. Reisen S' ab, Everl!"

Das Mädchen schüttelte den Kopf. „Ich kann nicht."

Da fuhr der Graf fort: „Den Professor verstehe ich sehr gut, daß er sich hinaussehnt. Er hat auch ganz recht. Aber Sie soll er nicht hineinreißen in sein Abenteuer. Ob er sich selbst glücklich machen kann, das weiß ich nicht. Aber daß er Sie unglücklich machen würde, das ist gewiß. Er ist nicht der Mann der rücksichtslosen, großen Taten. Er ist der Mann der Worte, aber nicht des Handelns. Sonst hätt' er nicht so lang' dort in seinem Nest ausgehalten."

„O bitte," rief Eva, „sprechen Sie nicht schlecht von ihm."

„Nicht mehr, als ich verantworten kann," erwiderte Auerswald. „Im Gegenteil — ich lobe ihn, daß er nicht der Mann der brutalen, eigennützigen Tat ist. Denn seine Frau, die stirbt Ihnen vor Schmerz und

Schreck. — Gehen Sie fort von hier, Eva, gehen Sie!" Er hatte sie an der Hand ergriffen und wieder an seine Seite gezogen.

Sie schüttelte noch immer den Kopf. „Ich kann nicht.". Aber ihre Stimme klang unsicher.

Da rief er fast zornig: „Und Ihr Bräutigam, Eva? Denken S' denn gar nicht an den Mann, dem Sie seit vier Jahren verlobt sind? Glauben S' wirklich, daß er Sie vergessen hat, und daß er nicht mehr kommen wird, Sie zu holen? I glaub's net, nach allem, was man mir von ihm erzählt hat."

Das Mädchen sah auf die Briefe in ihrem Schoß. Sie biß sich auf die Lippen und schwieg.

„Ja — mein Gott, wir sind doch keine wilden Tiere, die in den Tag hinein leben nur nach ihren Lüsten und Wünschen. Wir haben doch ein Gewissen, wir haben doch Pflicht und Schuldigkeit. Wer sich darüber hinwegsetzt im Leben, und er ist nicht ein ganz schlechter und leichtfertiger Mensch, der wird niemals von Herzen glücklich werden. Und Sie werden's a net, Everl, mit einem bösen Gewissen."

Das junge Mädchen atmete schwer. Ein letzter heftiger Kampf tobte in ihr. Sie sah Walter vor sich, wie sie ihn vor drei Jahren gesehen hatte, gut und lieb, und sie hörte aus den Worten seiner Briefe seine gute, liebe Stimme.

Und wieder riet der Graf: „Reisen S' ab, Everl! Ich besorg' Ihnen einen Wagen für morgen früh. Und Sie werden seh'n, wenn Sie erst fort sind, kommen S' schneller drüber weg, als Sie g'meint haben. Wie haben S' gesagt? A Kurasch' muß der Mensch haben. — Jetzt ist's Zeit, Everl, für die Kurasch'."

Da richtete sie sich mit einem Ruck empor und streckte Auerswald die Rechte hin. „Ja — ich will Mut

haben — ich werde gehen. Dort droben über den Wolken mag es schöner sein, vielleicht — ich weiß nicht. Aber ich habe einem treuen Mann mein Wort gegeben, das will ich halten."

Da klopfte ihr Auerswald kräftig auf die Schulter. „Brav gesprochen, Madel!" rief er.

Eva fuhr fort, indem sie aufstand: „Ich kann Ihnen jetzt noch nicht danken, Herr Graf. Vielleicht wird auch dafür einmal die Zeit kommen. Aber glauben Sie nicht, daß es allein Ihre Worte waren. Ich hatte heute nach langer Zeit wieder Briefe von meinem Bräutigam. Und nun leben Sie wohl. Ich gehe zu meiner Mutter. Vergessen Sie den Wagen nicht!"

Er drückte ihr herzlich die Hand. „I hab's net anders erwartet," sagte er.

Sie aber schlug festen Schrittes den Weg nach dem Hotel ein. Sie wußte, was sie tun mußte, und daß es recht war, was sie tat.

* * *

Ein glücklicher Zufall wollte es, daß Eva die Mutter allein in ihrem Zimmer traf.

Bei ihrem Eintritt kam ihr die Justizrätin sehr eifrig entgegen. „Nun, was schreibt er? Erzähle!"

Eva reichte ihr wortlos die Briefe. Es war ihr recht, daß sie noch einen Augenblick Ruhe fand, sich zu sammeln.

Die Mutter überlas die Briefe hastig. Als sie fertig war, rief sie: „Das ist ja sehr schön, sehr schön! Ich habe ihm doch wohl unrecht getan. Krank gewesen ist er, der arme Junge! Ja, warum hat er denn das nicht geschrieben, statt uns hier in der Ungewißheit sitzen zu lassen?! So sind aber die Männer! Nun, die Hauptsache bleibt, daß wir ihn bald wieder in

Europa haben werden. Ich gratuliere dir, mein Kind." Sie küßte die Tochter zärtlich auf die Stirn. „Wenn wir von unserer Sommerreise zurückkehren, brauchen wir nicht mehr lange auf ihn zu warten."

Da sah Eva ihrer Mutter voll ins Gesicht. „Wir müssen sofort abreisen!" stieß sie mit fliegendem Atem hervor. „Morgen. Ich habe schon Graf Auerswald gebeten, uns einen Wagen zu besorgen."

Die Justizrätin war starr vor Erstaunen. „Du hast —? Ja, aber ich bitte dich — warum denn morgen schon? Das geht doch nicht! Was sollen denn die Leute sagen?!"

„Es muß gehen!"

Die Mutter schüttelte fassungslos den Kopf. „Warum? So sage mir doch nur warum!"

Da schlug das Mädchen den Blick zu Boden. „Wir müssen fort," erwiderte sie, „ehe — ehe der Professor wieder hier ist."

Frau Dircksen war einen Augenblick wie gelähmt vor Schreck. Dann stieß sie einen Schrei aus. „Eva!"

Als das Mädchen aber in seiner Haltung beharrte, ohne sich zu rühren, trat die Mutter an sie heran, legte sanft den Arm um sie und zog sie an sich. „Komm, mein Kind, erzähle mir! Ich bin doch deine Mutter. Gewiß fahren wir morgen — so schnell wie möglich. Und ich habe dabei gestanden und habe nichts geahnt! Ich war gewiß eine sehr törichte Mutter diese ganze Zeit. Aber ich war ja so sicher, daß du nur an Walter dachtest."

Mutter und Tochter saßen beieinander; Eva gab nur wenige Worte der Aufklärung, stockend und schluchzend, aber die Mutter verstand sie auch so.

„Weine nicht, mein Kind," tröstete sie, „weine nicht! Du hast den besten Ausweg gefunden. Wir fahren,

so bald es irgend geht. Der Frau Professor und den anderen werde ich sagen, die verspätet eingegangenen Briefe zeigten uns die baldige Rückkehr deines Bräutigams an, und wir wollten natürlich vor ihm zu Hause sein."

Eva war es zufrieden. —

Als sie dann aber ihre Koffer packte, wich die abgeklärte Ruhe, zu der sie sich glaubte durchgerungen zu haben, allmählich wieder einer fiebernden Hast.

Wenn Goch nun doch zurückkam, ehe sie fort waren?

Würde sie die Kraft haben, auch dann noch bei ihrem Vorsatz zu beharren? Würde sie es über sich vermögen, ihn kühl zurückzuweisen, wenn er vor ihr stand?

„Ja," sagte sie ganz laut vor sich hin, „ja, ich werde es können!" Sie suchte sich zu überreden, daß es wirklich so war. Aber tief im Herzen regte sich ihr der bange Zweifel.

Sie nahm ihre Sachen aus den Schränken und Schubladen und legte sie in den Koffer. Aber immer waren ihre Gedanken bei der Frage: Ob er doch früher zurückkommt? Hundertmal unterbrach sie ihre Beschäftigung und lauschte, ob sie seinen Schritt auf der Terrasse oder auf dem Korridor hörte. Mehrmals glaubte sie ihn ganz sicher zu vernehmen. Dann stand ihr das Herz still vor Schreck, und sie vermochte sich nicht Rechenschaft zu geben, ob in dem Schreck mehr Angst oder mehr Freude war. Aber immer hatte sie sich getäuscht.

Dann eilte sie ans Fenster und spähte hinaus, ob sie ihn vielleicht auf einem der Wege, die sie überblicken konnte, entdecken möchte. Hin und wieder glaubte sie ihn zu erkennen. Aber auch dies war immer ein Irrtum.

Mehr und mehr füllte sich ihr Koffer. Und je mehr sich ihr Geschäft seinem Ende näherte, desto größer wurde ihre Unruhe.

Sie kam über die Frage nicht fort: Ob er doch noch zurückkommt?

Und wenn er jetzt zurückkehrt — was dann?!

* * *

In flottem Marsch kam der Professor, laut vor sich hin singend, den bequemen Weg von der Schaubachhütte herunter. Er hatte schon auf der Payerhütte durch Träger, die von Sulden allerhand Gebrauchsgegenstände heraufbrachten, erfahren, daß Eva heil und gesund unten im Hotel angelangt war. Der Besorgnis ledig, daß ihr etwas zugestoßen sein könnte, hatte er in bester Laune das prachtvolle Wetter zu einigen weiteren Hochtouren benützt. Jetzt war er auf dem Heimweg. Schon grüßten ihn in der Ferne die Häuser des Tals. In einer kleinen Stunde war er unten, und dann — dann ...

Er reckte die Arme weit aus in jauchzender Vorfreude. Die ganze Zeit hatte er an Eva gedacht. Mit jedem Schritt, der ihn dem Hotel näher brachte, wurde ihr Bild vor seinen Augen lebendiger. Er malte sich aus, wie sie ihn begrüßen würde, wie sie ihm warm die Hand drückte und ihn mit einem heimlichen Glücksblick ansah, den nur er verstand, einem Blick, der von Seligkeiten erzählte, um die nur er, er ganz allein wußte. Wie er sich auf diesen Blick freute! Und wie schön die Augen waren, die diesen heimlichen Glücksblick spendeten! Er sah die strahlenden braunen Leuchten ganz deutlich vor sich und das liebe, frische, blühende Gesicht. Die ganze ebenmäßig schlanke Gestalt schien körperlich vor ihm zu stehen, als könnte er

sie mit Händen packen, als könnte er sie an sich ziehen und die roten Lippen suchen, die so scheu und keusch und doch so heiß zu küssen verstanden. Er stieß einen Juchzer aus, der laut durch die Berge hallte.

Jetzt lag das Hotel schon ganz nahe vor ihm. Noch eine kurze Strecke Weges, und er war dort.

Das sollte ein Wiedersehen werden — ein Wiedersehen mit tausend Freuden!

Wie beglückte es ihn, wenn er sich vorstellte, daß sie beim Wein zusammensitzen würden. Und sie würden anstoßen mit dem roten Traminer — und keiner wußte, auf was. Nur sie beide ganz allein. Sie aber wußten es, wieviel Wonnen und Seligkeiten die Zukunft noch für sie barg. Und wenn sie dann zum ersten Male wieder allein waren — o wie wollten sie den Reiz der Stunde auskosten! O wie sehnte er sich danach, die holde Pracht dieser Mädchenjugend wieder in seinen Armen zu halten!

Er fuhr aus seinen Träumen auf. Er hatte die Terrasse des Hotels erreicht.

Jetzt sie suchen — schnell — schnell!

Er stand ganz unter dem Bann seines sehnsüchtigen Verlangens.

Seine Frau kam ihm eilig aus dem Hausflur entgegen.

„Denke dir, die Dircksenschen Damen sind gestern Hals über Kopf abgereist. Der Bräutigam kommt zurück.“ Und als ihr Mann sie regungslos, jedes Verständnisses bar, anstarrte, ohne ein Wort zu erwidern, fügte sie hinzu: „Sie haben mir aber fest versprechen müssen, daß sie uns zur Hochzeit einladen. Wir fahren doch hin, Liebling?“

* * *

Am nächsten Morgen machte sich das Zimmermädchen, das die Dircksenschen Damen bedient hatte, auffallend viel im Treppenflur zu schaffen. Endlich gelang es ihr, den Professor allein zu treffen. Mit geheimnisvoller Miene steckte sie ihm einen Brief zu und flüsterte dabei, das gnädige Fräulein hätte ihr extra aufgetragen, es sollte niemand von dem Briefe etwas merken.

Der Professor nahm den Brief, und das Mädchen ging, sehr stolz auf die diskrete Erledigung ihres Auftrages, wieder an ihre Arbeit.

Eva schrieb:

„Liebster Freund!

Schelten Sie mich nicht, lassen Sie Ihren Zorn vorübergehen, und dann haben Sie Mitleid und verzeihen Sie mir! Vor allem aber denken Sie nicht, daß ich Sie irgendwie belogen habe. Alles, was zwischen uns geschehen ist, war echt und wahr. Ich weiß es nicht, wie es möglich war, daß in meinem Herzen Gefühle für einen anderen Mann aufflammen konnten, während die Zuneigung zu meinem Bräutigam doch nie erloschen war. Ja, ich fühle es, ich habe ihn immer geliebt, und ich liebe ihn heute mehr als je zuvor. Und darum bin ich geflohen. Denn jetzt hätte die Lüge beginnen müssen. Und das wollte ich uns beiden ersparen. Ja, ich durfte, ich konnte und ich wollte nicht bleiben. Hören Sie? Ich wollte nicht. Und nun werden Sie mir nicht mehr folgen. Sie werden mich meinen Weg gehen lassen. Und Sie werden den Ihrigen wiederfinden. Ein echter Mann ist noch nie über einem dummen Mädchen zu Grunde gegangen. Sie sollen es auch nicht. Wenn Sie ruhiger geworden sind, werden Sie mir beistimmen, daß ich recht getan habe. Und dann werden Sie mir frei und offen ver-

zeihen, und wir werden noch einmal recht gute Freunde werden. Glauben Sie mir, so ganz leicht ist es meinem armen Herzen auch nicht geworden.

Ihre Eva D."

* * *

Am Nachmittag forderte der Graf den Professor zu einem Spaziergang auf. Er hätte Wichtiges mit ihm zu verhandeln.

Lange stiegen die beiden in lebhafter Aussprache durch die Wälder. Der Graf äußerte manch ruhiges, beschwichtigendes Wort, dem Goch eine heftige Erwiderung entgegensetzte.

„Schau'n S'," schloß Auerswald endlich, „der Alltag behält halt zu guter Letzt doch immer recht."

„Warum soll die große Feiertagsstimmung nicht dauern?"

„Weil auf einen Sonntag sechs Wochentage kommen."

Zehntes Kapitel.

Die kirchliche Trauung war vorüber, und der Hochzeitszug betrat den Speisesaal. Feierlich ertönte der Marsch aus dem Sommernachtstraum. Dem sonnengebräunten Marinearzt, der seine junge Frau mit heiterer Würde am Arm führte, merkte man die schwere Krankheit, die er überstanden hatte, nicht mehr an. Er sah frisch und stattlich aus, und auch die schöne Braut stand in ihrer Weise hinter ihm nicht zurück.

Er blickte sie mit frohem Ernst an. „Für Kaiser und Vaterland habe ich vorläufig das Meinige getan. Jetzt will ich einmal meinem Hause und meiner Frau leben. — Was, Eva, es soll eine gute Ehe werden?"

Sie hing sich fester an seinen Arm, ohne zu ant-

worten. Aber ein Blick ihrer dunklen Augen sagte mehr als Worte.

Graf Auerswald, der es sich nicht hatte nehmen lassen, bei der Hochzeit seiner „Ulrike“ persönlich zu erscheinen, brachte einen Toast aus, der sehr beifällig aufgenommen wurde, obwohl er für eine Hochzeitsrede eigentlich ein bißchen merkwürdig war. Nach einigen einleitenden Worten kam der Redner auf das Glück zu sprechen.

„Ja, meine Herrschaften,“ sagte er, „davon kommt halt alles Leiden her, daß die Leut’ sich immer einbild’n, sie müßten doch eigentlich glücklich sein, sie hätten sozusagen ein Recht auf Glück. Und wenn s’ dann net glücklich werden, dann kommt die Enttäuschung, und das Elend ist fertig. Ja, i bitt’ Ihnen, warum das alles? Machen wir uns frei von dem Irrtum, daß wir glücklich sein müßten, und wir werden uns mit dem Leben viel leichter abfinden. Wann wir von vornherein keinen Anspruch auf Glück erheben, werden wir’s um so weniger entbehren. Ja, es ist so: ohne das Glück werden wir viel glücklicher sein. Es gibt kein Recht auf Glück, glauben S’ mir, es gibt nur eine Pflicht zur Schuldigkeit. Jeder soll halt die ihm von Gott eingepflanzten Kräfte voll ausgeben, damit er seinen Platz in der Welt würdig ausfüllt. Und so wünsch’ ich dem jungen Paar, das sich heut zusammengetan hat, nicht das alltägliche Glück, sondern die Erkenntnis, daß wir keinen anderen Anspruch ans Leben haben, als unsere Pflicht zu tun. Die trägt ihren Lohn in sich. Alle andere Belohnung steht dahin.“

Und daran anknüpfend führte er weiter aus, ein zweiter großer Irrtum vieler Menschen wäre es, zu glauben, daß das Glück ihnen durch einen anderen kommen müßte, während die wahre Befriedigung jeder

nur in sich selbst finden könnte. Er kam dann auf das Wort Goethes, daß echtes Glück der Erdenkinder nur die Persönlichkeit sei, und trank zum Schluß darauf, daß sich in dem Brautpaar zwei ganze, echte Menschen gefunden haben möchten.

Nicht alle in der Tafelrunde hatten die Ausführungen des Redners verstanden, und nicht alle von denen, die sie verstanden hatten, stimmten ihnen zu. Aber man klatschte doch lebhaft. Bei einer Tischrede kommt es ja am Ende nicht so genau darauf an.

Goch war mit seiner Frau, deren Gesundheitszustand sich wider Erwarten der Ärzte nach dem Gebirgsaufenthalt wesentlich gebessert hatte, ebenfalls gekommen. Er spielte auf dem Flügel eine Brautkantate, die er besonders für diesen Zweck komponiert hatte. Die meisten Hochzeitsgäste empfanden seine Musik als eine unnötige Störung des Mahls. Die Musikverständigen aber erfreuten sich an ihr, Eva zumal. Sie war die einzige, welche die Töne dieser Kantate ganz verstand. Kamen doch in ihr neben ernsten, feierlichen und großen, leidenschaftlichen Klängen auch Alpenlieder und sogar ein echtes, rechtes ausgelassenes Schnadahüpfl zu Gehör.

Nach dem Essen wurde natürlich getanzt.

Bei dem ersten Walzer holte Goch die junge Frau. Sie legte ruhig ihren Arm in den seinen.

„Du erlaubst doch, Walter?“ fragte sie ihren Mann, der neben ihr stand.

„Aber selbstverständlich.“

So tanzten sie.

Goch, der sich für diesen Fall schon ein Gespräch zurechtgelegt hatte, fand plötzlich, als ihm die Gestalt der jungen Frau so nahe war, daß ihm alle seine schönen Worte aus dem Gedächtnis entschwanden. Er

sprach einige Phrasen, die ihm selber in dem Augenblick, da er sie vorbrachte, sehr minderwertig erschienen, und war froh, als sie die Runde beendet hatten. Da zog Eva ihren Tänzer in eine stille Ecke und bat ihn, neben ihr Platz zu nehmen.

Sie streckte ihm die Hand hin. „Ich danke Ihnen, lieber Professor, dafür, daß Sie gekommen sind. Das war brav.“

Goch schüttelte leicht den Kopf. „Ich bin gern gekommen, aber hauptsächlich war es doch meine Frau, die auf der Reise bestanden hat.“

Eva lächelte. „Die Brautkantate aber ist Ihr eigenes Verdienst, und ich danke Ihnen besonders dafür, daß Sie gespielt haben. Das war schön. Und was mich am meisten freut, ist, daß wir beide jetzt hier als verständige Menschen beieinander sitzen — und daß wir es vor uns selber dürfen. Das ist wunderlich, aber doch auch prachtvoll, daß ich heute unbefangen meine Hand in die Ihre legen konnte. Die Vergangenheit ist versunken wie eine ferne Sonne, aber sie wirft auf uns noch ein schönes, warmes Abendrot. Was vormals war, ist vorbei. Aber gerade weil es vorbei ist, darum möchte ich es in meiner Erinnerung nicht missen. Haben Sie dem törichten Mädchen vergeben?“

Er nickte.

„So recht von Herzen vergeben?“

„Ja. Wenn es zuerst auch bitter schmerzte — Sie hatten mir ja nicht absichtlich wehe getan.“

„Das ist ein wahres Wort. Schlechtes habe ich nicht gewollt. Gleich nachdem mein Bräutigam zurückgekommen war, habe ich ihm alles erzählt, alles haarklein bis in jede Einzelheit.“

Der Professor zuckte ein wenig zusammen.

„Das wundert Sie? Glauben Sie denn, ich hätte mit der Last auf der Seele —? Nein, das hätte ich nicht gekonnt. Er aber hat mich ganz verstanden und mir ganz verziehen. Als er mich zu Ende angehört hatte, sagte er: ‚Es war grausam von mir und sehr töricht, mein armes Mädel so lange allein zu lassen. Wenn es hier überhaupt eine Schuld gibt, so liegt sie bei mir.‘ Und damit war das Suldener Erlebnis zwischen uns ein für allemal erledigt. Und jetzt kommen Sie. Mein Mann hat schon ein paarmal zu uns herübergesehen. Vielleicht wird er mir doch noch eifersüchtig, und das soll er nicht.“ Sie reichte ihm lächelnd noch einmal die Hand. „Also auf gute Freundschaft!“

Er nahm die Hand. „Sie haben es leichter gehabt als ich,“ sagte er, „denn Sie haben einen Ersatz gefunden. Ich — nun, bei mir ist es anders. Aber ich verspreche Ihnen, ich will an mir arbeiten, bis ich einmal Ihr schlichter, guter Freund sein kann.“

Sie sah ihn mit dankbarer Freude an.

Da zog er ihre Hand an seine Lippen und küßte sie.

Die junge Frau ging.

Der Professor aber blieb allein auf seinem stillen Platz zurück.

Mit dem feinen Dufte, den er bei dem flüchtigen Kusse eingesogen hatte, waren noch einmal alle die bunten Bilder des letzten Sommers vor ihm aufgestiegen. Er sah den kleinen Eisenbahnwagen mit den kirschroten Samtpolstern, in dem er sie zum ersten Male erblickt hatte. Er fuhr durch den sonnenhellen Vintschgau, und sie saß an seiner Seite. Er stieg mit ihr durch den Tannenwald, und hier lernte er zum ersten Male ihren herben, trotzigen Stolz kennen, mit dem sie sich gegen ihn wehrte, und der ihm doch gleich so sehr gefiel. Und dann kamen die schönen Tage, da

sie sich wieder näher traten, bis er sie in der einsamen, wetterumtosten Sennhütte zum ersten Male in seinen Armen hielt. Da begann die selige Zeit über den Wolken. Sie saßen hoch oben im ewigen, urgewaltigen Meer von Eis und Schnee und träumten von kommenden goldenen Tagen. Und dann — dann kam der jähe Absturz aus höchster Seligkeit. Wie oft hatte er damals nach Schuld und Nichtschuld gefragt. Jetzt fragte er nicht mehr. Jetzt war alles entschieden, und alles Fragen war zwecklos.

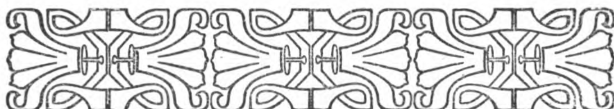
Er erblickte den Grafen, der von der entgegengesetzten Seite des Saales auf ihn zukam.

Und er mußte an jenen Nachmittag denken, da er mit Auerswald stundenlang durch die Wälder gelaufen war. Und er hörte das Trostwort, das ihm der Graf damals immer wiederholt hatte, das Wort, das Goethe der zweiten Auflage seines Werther voransetzte, und das von seinem Helden sagt:

„Sieh, dir winkt sein Geist aus jener Höhle:
Sei ein Mann und folge mir nicht nach!“

Ende.





Die drei Getreuen.

Eine merkwürdige Geschichte von Karl Bienenstein.

Mit Illustrationen von Richard Mahn.



(Nachdruck verboten.)

1.

Wenn man eine Geschichte erzählen will, dann muß man in erster Linie ihren Schauplatz schildern. Besonders notwendig ist das dort, wo es sich um so merkwürdige Dinge handelt, wie in folgendem vorgebracht werden sollen.

Also: der Ort heißt Sitzenberg. Seine Lage und der Eindruck, den er auf die nur selten vorüberziehenden Wanderer macht, ist ganz malerisch. Er liegt auf einem steilen Berghange, an dem sich ein holperiger Fahrweg hinwindet, und zu beiden Seiten desselben stehen die armseligen Häuschen, wenn man sie überhaupt noch so nennen darf. Überall bröckelt der Kalk von den Mauern, die Fensterscheiben sind zum Teil erblindet, zum Teil durch ölgetränktes Papier, zum dritten Teil durch schmutzige Tücher ersetzt, die Strohdächer sind schon mehr Moosdächer zu nennen, auf denen eine üppige Flora von Hauswurz, Steinbrech, ja sogar Hafer grünt, welch letzterer ganz verwundert über den hohen Standpunkt seine Rispenköpfe hin und her wiegt; von den Zäunen der kleinen verwilderten Gärten, in denen sich

Sonnenblumen und Malven breit machen, sind nur noch Fragmente vorhanden, und selbst das Reisigbündel über der Wirtshaustür hat, um zu dem allgemeinen Dorfbilde zu passen, seine Nadeln fallen lassen und winkt dem durstigen Wanderer mit dürren Skelettfingern, so daß er mehr an eine Warnung denken könnte, die gastliche Schwelle zu überschreiten.

Und doch gehört das Wirtshaus zu den drei hervorragenden Gebäuden des Dorfes, denn es hat ganze Fensterscheiben, ein ganzes Dach und macht auch sonst den Eindruck, als wüßten seine Bewohner, was unter Sauberkeit zu verstehen sei. Freilich kann es sich mit dem Hause des Bürgermeisters nicht messen, das gleich daneben steht und mit seinem hellgelben Anstrich und mit den blutrotumränderten Fenstern schon äußerlich zeigt, daß hier ein Mann der Ordnung seinen Sitz aufgeschlagen hat. Den Wirt würde dieses Inschattenstellen seiner gastlichen Stätte durch das Heim der Obrigkeit gewiß gekränkt haben, wenn er sich nicht hätte sagen müssen, daß überall in der Welt dafür gesorgt sei, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und daß selbst ein Bürgermeisterhaus mit gelbem Anstrich und rotumränderten Fenstern an Schönheit noch übertroffen werden könne und tatsächlich auch übertroffen wird. Und diesen Trost gab ihm die Mühle, die am Eingang des Dorfes am brausenden Bache stand und mit ihren beiden Stockwerken zu den übrigen Häusern emporprotzte, als wollte sie sagen: Ihr seid doch alle nur ganz arme Schlucker!

Der Bürgermeister, der Wirt und der Müller bildeten die Dorfobrigkeit, und sie waren sich dieser Würde auch wohl bewußt, sogar sehr bewußt. Und das mit gutem Grund. Denn in Sitzenberg bedeutete ein Bürgermeister und ein Gemeinderat weit mehr als in

anderen Orten. Diese Ämter waren hier nicht bloß Vertrauensposten wie anderswo, sondern sie bedeuteten ein Erhabensein über alle anderen Sitzenberger, also gewissermaßen ein Übersitzenbergertum, oder noch besser, sie bedeuteten, daß die Mandatsträger eigentlich gar keine Sitzenberger waren. Denn was ist eigentlich ein Sitzenberger?

„Sitzenberger" ist ein geflügeltes Wort im ganzen Land. Wenn zwei in ein scharfes Redegefecht sich verwickeln und sich dabei mit allen jenen Titeln belegen, für welche das Gesetz einen Ehrenbeleidigungsparagraphen vorgesehen hat, dann in Ermanglung logischer Überzeugungsgründe die Logik der Fäuste gegeneinander anwenden, sich gleich darauf aber herzbrüderlich in die Arme sinken: dann nennt man sie „Sitzenberger".

Sieht einer infolge eines organischen Moralfehlers beharrlich fremde Kartoffeln, Rüben, Gänse, Hühner und anderes Gemeinnütziges für das Seine an, und ist er von seinem Irrtum selbst nicht durch die aufopferndsten Bemühungen des Staatsanwalts und die schließliche Tätigkeit des Kerkermeisters zu bekehren, so nennt man ihn einen „Sitzenberger".

Wie kommt das?

Wer in den Sitzenberger Hütten nach ihren Bewohnern sehen will, der findet dort in der Regel nur alte Leute, hie und da wohl auch einmal ein kränkliches Kind. Was frisch und gesund ist, das befindet sich auf Wanderschaft. Als Scherenschleifer und Sammler von Lumpen, Knochen, altem Eisen durchziehen die Sitzenberger das ganze Land. In einem zweirädrigen Karren, den Mann und Frau ziehen, und der mit einer Blahe überwölbt ist, führen sie ihre Habe mit: ein paar Pfannen und Töpfe zum Kochen, einiges notwendige Werk-

zeug, Säcke und grobe Decken, auf denen sich die noch nicht zum Gebrauche ihrer Gliedmaßen gekommenen Kinder wälzen — die größeren laufen barfuß und in merkwürdigen Phantasiekostümen und -frisuren neben dem Karren einher — und ferner die Resultate ihrer Handelstätigkeit.

Aber die Zeiten sind für die Sitzenberger immer schlechter geworden, der Handel lag für sie seit Menschengedenken arg danieder und sie sahen sich daher gezwungen, bei ihren besser situierten Mitmenschen Anleihen zu machen. Es ist gewiß ein schöner Zug von ihnen und zeugt von einer bedeutenden Feinfühligkeit, daß sie das nie offen taten. Nie gingen sie zu einem Manne hin und sagten: „Menschenbruder! Hilf mir mit dem und jenem aus!“ Nein, das taten sie nicht. Er hätte sie vielleicht abgewiesen und darüber später Gewissensbisse empfunden. Das wollten die Sitzenberger ihren Mitmenschen ersparen, und sie nahmen sich daher im stillen, was sie brauchten.

Aber die Welt von heute ist hart und gemütsroh und weiß daher auch solches Zartgefühl nicht zu würdigen. Sie benennt eine derartige, aus den edelsten Beweggründen hervorgegangene Handlung mit dem groben Wort „Diebstahl“, und so konnte es kommen, daß von all den wandernden und nicht mehr wandernden Sitzenbergern jeder schon einmal hinter Schloß und Riegel verwahrt gewesen war. Da aber das Gesetz besagt, daß niemand, dem diese Ehre widerfahren sei, eine obrigkeitliche Stelle in der Gemeinde einnehmen dürfe, so bedeutete es für den Bürgermeister, den Wirt und den Müller, daß sie solche Stellen einnahmen, nichts mehr und weniger, als daß sie keine richtigen Sitzenberger waren.

Mußten sie sich darob nicht schämen? Mußten sie

nicht das Vertrauen ihrer Untertanen verwirken? Es muß leider gesagt werden, daß sie sich nicht schämten, sondern sich sogar auf ihre dem Sitzenbergerwesen ins Antlitz schlagende Ausnahmestellung etwas zu gute taten. Daß aber eine derartige Gesinnung nicht ohne böse Folge bleiben konnte, das wird sich zeigen.

2.

Es war im Spätherbst, und die Sitzenberger hatten ihre kümmerliche Ernte eingebracht. Die meisten der landfahrenden Dorfbewohner, welche zu diesem Zwecke für ein paar Tage heimgekehrt waren, hatten schon wieder ihren quietschenden Karren in die ihnen allerdings nicht mehr fremde Weite hinausgeschoben und machten die Landstraßen unsicher. Nur einige waren noch zu Hause und stocherten in den steinigen Kartoffelfeldern nach etwa übersehenen Knollen dieses nützlichen Gewächses umher. Eines Morgens waren aber auch sie wieder in dem dicken Nebel, der über der Landstraße lag, verschwunden, und der Herr Bürgermeister hätte wohl sein Amt bis zum nächsten Frühjahre an den Nagel hängen können, wenn nicht ab und zu ein im Dorfe zurückgebliebenes altes Ehepaar, der süßen Gewohnheit der Jugend getreu, sich seine wechselseitige Zuneigung so handgreiflich beteuert hätte, daß der eine Teil, hier das Männlein, dort das Weiblein, vor so viel Zärtlichkeit auf die Straße flüchtete und hier dem übervollen Herzen Luft machte. So etwas aber durfte mit Rücksicht auf die im ganzen Lande übliche Gepflogenheit selbst in Sitzenberg nicht geduldet werden, und es war also des Herrn Bürgermeisters Sache, die hochgehenden Herzenswogen mit dem Öl obrigkeitlicher Verweisung zu glätten.

Es war ein rauher Abend nach Allerseelen, als er

nach Verrichtung eines solchen Amtsgeschäftes den Leiterwagen aus dem Schuppen zog und davor sein Pferd, außer des Müllers Schimmeln das einzige im Orte, anspannte. Es war ein schönes, schlankes Tier mit deutlich hervortretenden Rippen, so daß es ganz gut in den unteren Klassen einer Volksschule als Rechenmaschine hätte benutzt werden können. Den Leiterwagen belud der Bürgermeister mit vier Säcken Korn, und dann schnalzte er mit der Zunge, was eine freundliche Einladung an das Pferd sein sollte, nun seine Pflicht zu tun. Aber es war ein philosophisches Tier, dieses Pferd des Herrn Bürgermeisters, und überhörte darum in seinen tiefen Gedanken auch den vom Gemeindeoberhaupt mit Virtuosität von sich gegebenen Zungenlaut. Erst auf die schwungvolle Mahnung mit der Peitsche zog es an, und nun ratterte und holperte der Leiterwagen den steinigen Fahrweg zur Mühle hinunter.

„Na, wer kommt denn da no so spat?“ meinte der Müller, als er den Wagen auf seinem Hofe halten hörte, und trat vor die Tür. Er erkannte den Bürgermeister, und nun lüftete er sofort seine mehlbestaubte Kappe und rief: „O, der Herr Bürgermeister! Das ist schön! Bringst mir 'leicht was?“

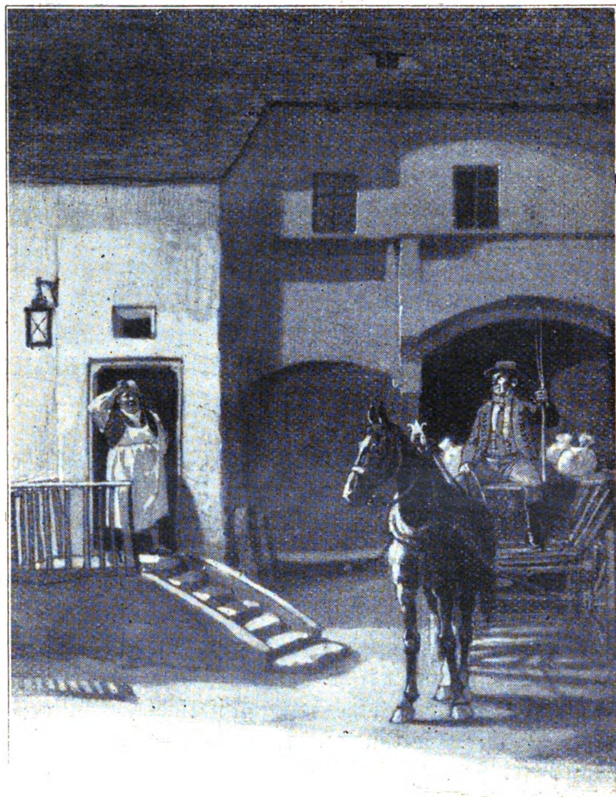
„A bißl ein Körndl hätt' i da und möcht' halt ein Mehl dafür!“ war die Antwort.

„Schön, schön — alles da! Kaisermehl, Semmelmehl — alle Gattungen. Kannst dir's aussuchen. Lauter feinste War'! Wieviel hast denn Körndl?“ Damit schlug er die Decke zurück, welche über die Säcke geworfen war, und prüfte. „Vier Metzen. Gut — gut! Werden wir gleich haben. — Peter, Peter!“

Mit der dienstbaren Geistern eigentümlichen Plötzlichkeit erschien auf diesen Ruf der Mühlknappe Peter

und öffnete zum Zeichen, daß er fragen wolle, was zu tun sei, den Mund.

„Da — abladen!“ kommandierte der Müller. —



„Und was für ein Mehl willst, Herr Nachbar? — Semmelmehl? — Gut is. Zwei Säck' Semmelmehl aufladen, Peter! Aber zuerst das Roß gut zudecken. Der Herr Bürgermeister trinkt bei mir ein Krügl Most, gelt?“

Der Müller hatte guten Apfelmost, sogar besseren als der Wirt, dem Bürgermeister kam daher die Einladung durchaus nicht ungelegen, und er folgte gern dem voranschreitenden Müller in den langen Werkgang, der zur Tür des Wohnzimmers führte. Im Gange stand ein Sack Mehl an dem anderen, auf denselben aber lagerte hie und da noch ein kleineres Säckchen, das nach dem reinweißen Mehlstaub zu schließen, der zwischen den Fäden des Gewebes lag, feinstes Kaisermehl enthalten mußte. „Nit schlecht, ein solches Säckl!" dachte der Bürgermeister, sagte es aber nicht.

„Und was gibt's Neues?" fragte der Müller, als er dem Gast von dem grüngoldenen Apfelmost aus einem steinernen Krug eingeschenkt hatte.

Der Bürgermeister erinnerte sich, daß er nun als gebildeter Mensch über die Last seines Amtes klagen müsse, und erwiderte: „Neues? Nix, gar nix! Die zwei alten Fischerleut' haben heut' wieder einmal gerauft; sie hat ihn hinausgeworfen, und er hat dann auf offener Straß' wieder g'schimpft wie ein Rohrspatz und hat sie alles g'nannt, nur keinen Engel. Das is das Ganze, is aber nix Neues. Na, und daß die zwei dann, wie i Ordnung g'macht hab', über mich losgefahr'n sind, das is wieder nix Neues. Mein Gott, es is halt was Traurig's, wann man über ein solches G'sindel regieren soll. I mach's nimmer lang mit, das halt' kein anständiger Mensch aus."

„Haben sie dir auch Schimpfnamen 'geben?" fragte der Müller teilnahmvoll.

„Na, das kannst dir denken! Und was für Namen! Wenn i nur einen davon verdienet, kein Hund nähm' ein Stückl Brot mehr von mir!"

„Und das laßt du dir g'fallen?"

„Was soll i denn tun? Klagen? Was hab' i denn

davon? Den Leuten is's ganz alles eins, wann sie a eing'sperrt werd'n, und i hab' nur Scherereien. A Freud' is nit, unter einem solchen Diebsg'sindel zu sein, und a Ehr' is a nit, wann man da Bürgermeister is, aber man tut's halt der ganzen Gemeinde zulieb. Und dann: i bin zum Glück vergeßlich, daß i auch so was gleich wieder vergiß."

Durch diese Erklärung sah sich der Müller genötigt, dem Bürgermeister seine Bewunderung über dessen Kaltblütigkeit und Aufopferung im Dienste des Gemeinwohles auszusprechen, was dieser mit resigniertem Lächeln hinnahm, das ausdrücken sollte, wie wenig ihn selbst das höchste Lob für sein gemeindeamtliches Martyrium entschädigen könne.

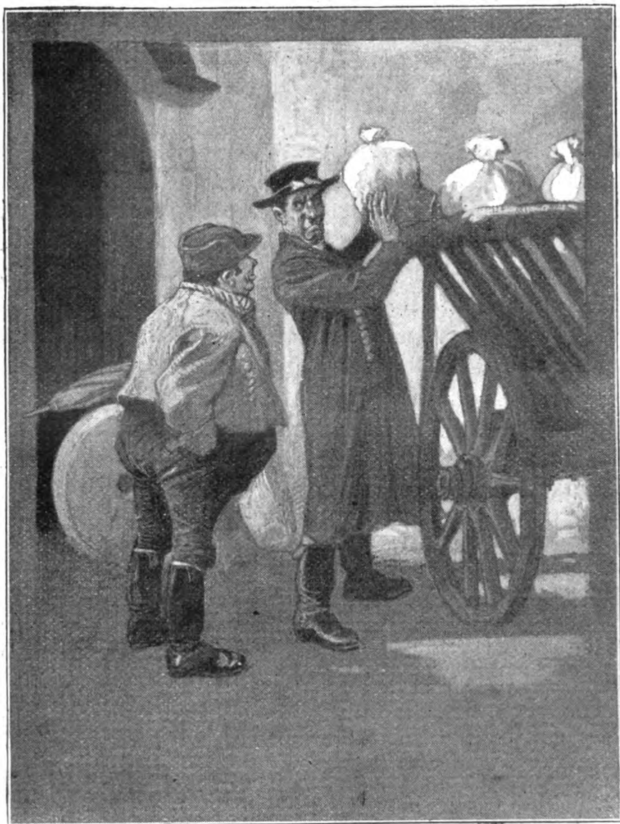
Nahezu eine Stunde lang saßen die beiden zusammen, als die Magd hereinkam und meldete, daß das Abendessen fertig sei, und sie den Tisch decken müsse.

Nun brach der Bürgermeister auf, und der Müller begleitete ihn hinaus zum Wagen, an dessen Stange die edle Rosinante gedankenvoll knabberte. Der Bürgermeister nahm dem Tier die Decke vom Rücken und warf sie auf die Mehlsäcke. Dann fuhr er plötzlich in die Tasche und sagte: „Siehst, Nachbar, da hast es gleich wieder, wie vergeßlich i bin. Die ganze Zeit, wo wir beieinander gesessen sind, is mir g'west, müßt' dir was sagen, und jetzt erst fallt 's mir ein. Ein Amtstag is, und da müssen auch die Gemeinderät' mit. Da is der Zettel. Mußt mir's aber unterschreiben. I wart' derweil da auf dich."

Kaum war der Müller in der Tür verschwunden, als ihm der Bürgermeister in den Werkgang nachfolgte und behende eines der kleinen Säckchen mit Kaisermehl packte und hinaustrug. Eben lud er es auf den Wagen,

als ihn eine wohlbekannte Stimme anredete: „Bißl Mehl holen?“

Der Bürgermeister wurde kreidebleich, und recht



unsicher klang es und bedenklich stotternd, als er vorwurfsvoll erwiderte: „Jetzt hast mich aber erschreckt, Wirt; i hab' dich gar nit geseh'n!“

„Ah, wer wird denn erschrecken,“ lachte dieser, „hast ja nix g'stohlen!“

Das war nun wohl sehr schön gesagt, aber ebenso boshaft gedacht, denn er hatte den Bürgermeister beobachtet und erkannt, daß dieser keinen Rechtstitel auf das zuletzt aufgeladene Säcklein nachweisen könne. Also war der Herr Bürgermeister doch ein waschechter Sitzenberger — schau, schau!

Der Bürgermeister aber schöpfte Mut und sagte: „Na, Gott sei Dank, das Stehlen hab' i mir noch nit ang'wöhnt und werd's auch nit, und wann i noch hundert Jahr' in Sitzenberg sein müßt'. Vor lauter Plaudern hätten wir alle zwei, der Müller und i, beinahe das Sackl vergessen. Übrigens is der Müller ein g'schmalzener Herr. Nur zwei Säck' und das Sackl gibt er für vier Metzen Korn. Das is schon die reine Räuberei.“

„Ja, ja, die Müller sind alle so. A nette Gesellschaft. Tun sich alle auf unsere Kosten bereichern. Wär' eigentlich ganz recht, wann man sich selber ein bißl was nähm', ohne lang zu fragen. Aber freili: wir sind die Leut' nit dazu, i nit und du nit.“

Die Gemeindeobrigkeit fühlte sich durch diese Worte im Gewissen angenehm entlastet.

Indessen kam der Müller mit dem unterschriebenen Zettel. Der Bürgermeister fuhr davon, und der Wirt folgte dem Müller, denn er hatte mit ihm einen Handel abzuschließen. Es muß zur Ehre des Wirtes gesagt werden, daß er das Gemeindeoberhaupt nicht verriet, obwohl er den Müller sehr willfährig fand und einen recht günstigen Handel abschließen konnte.

3.

Als der Wirt an kläffenden Kötern vorbei den Weg zu seiner Behausung hinantappte, dachte er lebhaft an

den Bürgermeister, und es muß mit Bedauern konstatiert werden, daß er in ganz respektlosen Ausdrücken dachte. Und er dachte weiter an den alttestamentarischen Rachesatz, der da lautet: „Auge um Auge, Zahn um Zahn!" und legte sich diesen Satz so aus, daß er nun berechtigt sei, ja vielmehr die Aufgabe habe, für den Zahn, den der Bürgermeister dem Müller in Gestalt eines Mehlsäckleins gezogen, nun seinerseits dem Bürgermeister einen Zahn zu ziehen. Die Gelegenheit dazu war, wie das eine merkwürdige Eigenschaft der Gelegenheit ist, günstig.

Der Wirtschaftshof des Bürgermeisters und der des Wirtes grenzten aneinander. Die Grenze selbst bildete ein Zaun, welcher früher einmal in regelmäßigen Abständen angenagelte Latten besessen hatte, nun aber, um in das Sitzenberger Milieu zu passen, nur noch ein gewissermaßen symbolisches Dasein führte und in seinen letzten Resten gewiß schon zusammengebrochen wäre, wenn ihn nicht die Düngerhaufen, die sich zu seinen beiden Seiten erhoben, aufrecht gehalten hätten. Auf der dem freundnachbarlichen Zaune gegenüberliegenden Seite der Höfe hatten die Schweineställe der Nachbarn ihren Stand, und es erfüllt mit hoher Befriedigung, zu hören, daß ihre Insassen bei jeder Gelegenheit Gefühle gegenseitiger Herzensverwandtschaft austauschten. Brachte Morgens die Frau des Bürgermeisters ihren borstigen Pflegebefohlenen das Futter, das mit einem freudigen Grunzen begrüßt wurde, so fühlten sich die Schweine des Wirtes augenblicklich bewogen, ihre Genugtuung über die den Freunden bewiesene Aufmerksamkeit durch noch lebhafteres Grunzen Ausdruck zu geben, und ebenso geschah es auch umgekehrt, wenn die Schweine des Wirtes zuerst ihr Futter bekamen. Geradezu rührend war es jedoch anzusehen,

wenn die braven Vierfüßler frei in den Höfen umherlaufen durften. Ihr erstes war dann, daß sie sich zu dem Zaune begaben und sich durch die morschen Latten unter tiefsten Brusttönen warmer Empfindung die rosigen Rüssel entgegenstreckten, was in der Schweinewelt als Kuß gilt.

Auf diese innigen Beziehungen der Schweine baute der Wirt seinen Plan ausgleichender Gerechtigkeit.

— — — — — — — — — — — — — —

Es ging gegen den Katharinentag, und da das landläufige Sprichwort in Hinsicht auf den stillen Advent sagt: „Kathrein sperrt den Tanz ein," so wurde alter Sitte gemäß dieser Tag durch einen letzten Tanz gefeiert, zu dem der Wirt geziemend die ganze Umgegend einlud. Ein Tanz ohne Schweinebraten ist aber sowohl in Sitzenberg wie in der ganzen Umgegend, auf die sich der Wirt ja allein angewiesen sah, ein Ding der Unmöglichkeit, und deshalb beschloß er, ein Schwein zu schlachten. Dieser Entschluß wäre so weit ganz schön gewesen, aber er büßte dadurch an Löblichkeit ein, daß er sich gegen eines der bürgermeisterlichen Schweine richtete.

Unter des Gemeindeoberhauptes Borstentieren befand sich nämlich eines, das durch sein munteres, wohlgenährtes Wesen dem Wirte ganz besonders in die Augen stach, und oft schon hatte er von seinem Hofe aus begehrliche Blicke über den Zaun und die Düngerhaufen nach seines Nächsten Gut geworfen. Nun, am Vorvorabend des Katharinentages führte er seinen schwarzen Plan aus.

In der Dunkelheit brach er zwei von den noch übrigen Latten des Zaunes weg und begab sich geräuschlos zu dem Stalle, in dem sich eben der todgeweihte Vier-

füßler zur Ruhe legen wollte. Sachte ward die Tür geöffnet, und ehe das Tier noch Zeit hatte, über solch nächtliche Ruhestörung empörte Grunzlaute auszustoßen, ward ihm mit einem Strick die Kehle zugeschnürt. Ein heiseres Röcheln und ein Schlagen mit den Hinterbeinen waren die letzten Lebenszeichen. Als es sich nicht mehr rührte, schleifte der Wirt das so schmählich hingemordete Tier durch die Lücke in seinen Hof. Hier erwartete ihn die Gattin, die teure.

„Hast sie?“ fragte sie.

„Ja, da nimm den Strick und schleif sie derweil in die Hütte, ich mach' schnell wieder die Latten an.“

Spätherbstnächte pflegen gemeinhin dunkel zu sein, diese Nacht aber war es besonders, und es ist daher kein Wunder, daß der Müller, der über Land bei den Bauern gewesen war, um Korn zu kaufen, seiner Sehnsucht nach Licht im Wirtshaus Erfüllung bringen wollte. Er trat ein, traf aber niemand, der ihn begrüßt hätte. Er rief einmal — zweimal — dreimal: „Wirtshaus!“ — aber es kam niemand. Nun ging er in die Küche hinaus, aber auch da war niemand. Doch in dem Lichtschein, der von der Küche in den Hof fiel, glaubte er schleichende Gestalten bemerkt zu haben, und er spähte hinaus.

„Hast sie?“ hörte er, und dann sah er, wie etwas Weißes über den Hof geschleift wurde, das einem Schwein sehr ähnlich sah.

Da tat der Müller einen ganz, ganz leisen verständnisvollen Pfiff, schlich in die Gaststube zurück, nahm seinen Hut und schritt wieder in die unwirtliche Nacht hinaus, um die angenehme Erfahrung reicher, daß der zweite Gemeinderat der Gemeinde Sitzenberg ein ganz abgefeimter Halunke sei, der selbst vor der Obrigkeit und ihren Schweinen keinen Respekt habe. Dann

aber tröstete er sich damit, daß selbst besseren Menschen mitunter etwas gestohlen werde, und er dachte mit Wehmut an ein spurlos verschwundenes Mehlsäcklein. Jedenfalls aber wollte er sein Geheimwissen nutzbringend verwerten.

Der Wirt, schlau und frech, kam nächsten Tag in aller Frühe lärmend zum Bürgermeister und klagte, daß ihm von dem Schweine, das er gestern geschlachtet, beide Schinken gestohlen worden seien, und verlangte, daß der Bürgermeister sofort im ganzen Orte strenge Haussuchung vornehme.

Das Ortsoberhaupt aber schüttelte wehmütig den Kopf, legte dem Wirt mit trüber Gebärde die Hand auf die Schulter und sagte: „Tröst dich, Nachbar, da bist du billiger weg'kommen als i: mir haben s' ein ganzes Schwein g'stohlen."

Der Wirt war außer sich vor Entsetzen, dann schrie er: „Was, und das laßt du so ruhig geh'n? Du tust da gar nix? Ja, freilich, da glaub' i's, daß die Leut' immer kecker werden, und daß man nimmer sicher is, ob einem nit das Hemd vom Leib g'stohlen wird."

„Aber Nachbar, schau, du weißt ja, wie's bei uns in dem Diebsnest geht. Wann du auch alle Häuser durchsuchst, finden tust du ja doch nix. Und man hat nur den Verdruß und den Spott auch noch dazu. Man kann nur warten, bis sich einmal derjenige selbst verrät."

Durch diese und noch weitere kluge Worte des Bürgermeisters ließ sich der Wirt endlich halbwegs beschwichtigen und ging heim mit heimlichem Lachen in seiner verruchten Seele, wie fein er den Verdacht von sich fernzuhalten verstanden habe.

Der Katharinentag kam und die Gäste und darunter auch der Müller. Er hatte von des Bürgermeisters Verlust erfahren und war nun seiner Sache sicher. Des-



halb bestellte er Schweinsbraten und lobte denselben über alle Maßen. „Sapperment, Wirt,“ meinte er, „das Bratl war aber gut! Wie von einer Sau vom Bürgermeister. Der hat alleweil die besten, und billig sind s' auch — gelt?“

Des Wirts Gesicht färbte sich mit dem Dunkel einer Georgine, und dann stotterte er: „I hab' noch nie vom Bürgermeister eine 'kauft. — Aber damisch heiß is's da herin.“ Damit fuhr er sich mit der weißen Schürze über das Gesicht, um die verräterische Röte zu verbergen.

Der Müller fuhr mit kalter Berechnung fort: „Ja, macht heiß so a G'schäft. Und vorher hast auch viel z' tun g'habt. Bis man so a gut's Bratl auf den Tisch bringt. Die Säu' haben oft ein zäh's Leben, besonders wenn man s' nit gleich ordentlich sticht.“

Dem Wirt wurde bei diesem Gespräch schwül, und mit dem Vorwand, im Tanzsaal nachsehen zu müssen, entfernte er sich eilig.

Der Müller lachte sich ins Fäustchen und jubelte heimlich, denn nun stand auch sein Entschluß fest.

4.

Von dem Wein des Wirts von Sitzenberg ging im Lande die Sage, daß es gefährlich sei, mit einem größeren Quantum desselben im Magen schlafen zu gehen, denn er sei so sauer, daß er, wenn man auf einer Seite liegen bleibe, einem ein Loch in das so wichtige Verdauungsorgan fresse. Nur oftmaliges Herumwälzen im Bette könne vor solch schwerer innerer Verletzung schützen. Wenn also erzählt wird, daß sich der Müller, nachdem er am Katharinenabend nach Hause gekommen war, ruhelos im Bette wälzte, so wird sich jedem ein verständnisvolles „Aha!“ auf die Lippen drängen.

Dieses „Aha!“ ist aber ein Irrtum, denn der Müller wälzte sich nicht des Weines wegen, sondern er wälzte einen schwarzen Plan in seinem Geiste hin und her, welche Arbeit sich nun in entsprechenden Körper-

bewegungen nach außen hin kundgab. Es war eine harte Arbeit. Einmal war der Plan oben, und der Geist unten, das andere Mal keuchte der Plan unter der Last des Geistes, oder um nicht bildlich zu sprechen: einmal schien es dem Müller, daß der Plan ausführbar sei, das andere Mal, daß dies nicht möglich sei.

Und was für ein Plan war das? Ein ganz teuflisch feiner, angesichts dessen sogar der listenreiche Odysseus zum naiven Waisenknaben herabgesunken wäre.

Endlich lag der Plan endgültig oben, das heißt also: der Müller war entschlossen, ihn durchzuführen.

Die Tat geschah kurz vor Weihnachten.

Der Wirt hatte neuen Wein bestellt und ersuchte wie immer den Müller, ihm die beiden Fässer von der ziemlich weit entfernten Bahnstation abzuholen. Der Müller war zu solchem Liebesdienst sogleich bereit, bedauerte aber, daß er den nächsten Vormittag nicht fahren könne, denn da müsse er unbedingt eine Ladung Mehl zum Bäcker nach Preishofen liefern. Der Wirt war auch mit dem Nachmittag einverstanden und sogar damit, daß er den Wein vielleicht erst den übernächsten Tag bekam.

Der Müller rieb sich schmunzelnd die Hände.

Es war schon finster, als er am nächsten Tage durch Sturm und Schneetreiben das Gefährt, auf dem die beiden Weinfässer lagen, heimlenkte. Mit lautem „Hü!“ fuhr er in den Hof und durch diesen in den Schuppen, wo er die Pferde anhielt.

Diensteifrig eilte der Mühlknappe herzu, um dieselben auszuspannen. Der Müller folgte ihm auf Schritt und Tritt und schickte ihn, nachdem die Pferde versorgt waren, nach Hammer und Stemmeisen, denn, sagte er, an dem einen Fasse habe sich ein Reifen gelockert und den müsse er wieder antreiben. Er könne

es nicht auf sich nehmen, wenn vielleicht etwas von dem Weine auslaufe, und hätte gar keine Lust, für die Gefälligkeit, die er dem Wirte erweise, vielleicht auch noch Schadenersatz zu leisten.

Im stillen erwägend, wie gefahrvoll und anstrengend es eigentlich sei, jemand einen Liebesdienst zu erweisen, und aus dieser Erwägung Nutzanwendungen für sein ferneres Leben schöpfend, brachte der Mühlknappe die gewünschten Werkzeuge herbei, fragte, ob er vielleicht helfen solle, und begab sich, als dieses mit einer gewissen Bestimmtheit abgelehnt wurde, wieder zurück auf seinen Posten im klappernden Mühlwerk.

Und nun begann der Müller seine geheimnisvolle Tätigkeit. Er setzte kunstgerecht an den mittleren Reifen das Stemmeisen an und begannn nun eifrig drauf los zu hämmern, bis der Reifen etwa um Fingerbreite zurückgetrieben war. Und nun holte er aus der Tasche einen kleinen Nagelbohrer hervor und begann an der seitlichen Wölbung des Fasses ein kleines Loch zu bohren. Es war ein hartes Stück Arbeit, denn das dichte Eichenholz setzte im Bewußtsein des guten Rechtes, das es vertrat, den zähesten Widerstand entgegen, und der Müller mußte aufs neue die alte Erfahrung machen, daß die Götter vor jedes gute Werk den Schweiß gesetzt haben. Aber er war der Mann zu solchem Werke, und nach etwa zehn Minuten hatte er auch die Genugtuung, aus dem Bohrloch einen dünnen, klaren Goldquell hervorsprudeln zu sehen, den er sorgsam in ein leeres Wasserschaff leitete.

Als dieses voll war, zog er aus derselben Tasche, in der er auch den Bohrer beherbergte, ein Holzklötzchen hervor, das genau auf die Größe des Bohrloches zugeschnitzt war, trieb es in dieses mit wuchtigem Hammerschlage hinein und nahm darauf wieder das Stemm-

eisen zur Hand, um den Reifen an seine alte Stelle zu bringen.

Wieder triefte des Müllers Stirne von saurem Schweiße, und so vertieft war er in seine Arbeit, daß er gar nicht des Mannes gewahr wurde, der über den Hof her sich dem Schuppen näherte. Erst als ihn eine wohlbekannte Stimme, die dem Bürgermeister angehörte, anredete: „Na, Nachbar, was machst denn du da?“ da fuhr er empor und ließ entgeistert Hammer und Stemmeisen fallen.

„Na, na, was erschreckst denn so? Was tust denn eigentlich?“

„I — i — i — der Reifen da is losgangen und da hab' i ihn halt wieder antrieben.“

„So, so,“ meinte der Bürgermeister, begann aber im nächsten Augenblick so lebhaft zu schnuppern wie ein Hühnerhund, der in nächster Nähe eine Kette Rebhühner wittert.“

„Das is ja Wein!“ staunte er dann.

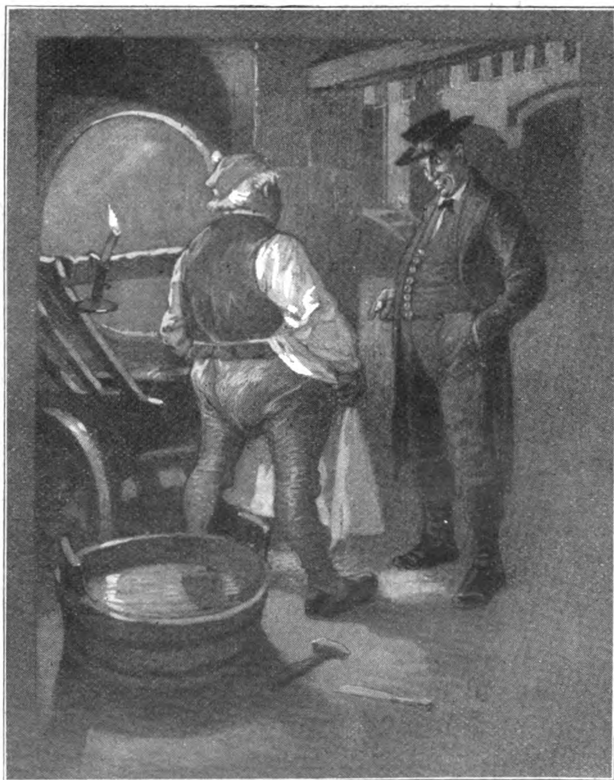
Indessen war der Müller vom Wagen gesprungen und stellte sich vor das Schaff, das seinen Raub barg. „Ja,“ sagte er dann, „für den Wirt hab' ich ihn heut' geholt. Bin gerad' zuvor heimkommen, und da hat sich halt beim Fahren ein Reifen losg'macht. Den hab' i antrieben.“

„So, so,“ schmunzelte das Gemeindeoberhaupt und spähte angelegentlich zwischen den Füßen des Müllers hindurch nach dem Schaff.

„Is das auch Wein?“ fragte er unschuldig und wies mit gestrecktem Zeigefinger darauf hin.

„Was dir einfallt! Wasser, Wasser ist's. Die Ross' hab' i trinken lassen,“ log der Müller verzweifelt und nahm, um der bösen Lage ein schnelles Ende zu bereiten, den Bürgermeister am Arm. „Geh, geh'n

wir hinein," sagte er in rührender Besorgnis, „könntest dich verkühlen da in der Kälten. Hast gewiß wieder was von der Gemeinde."



Der Bürgermeister wußte diese Besorgnis zwar nicht zu würdigen, aber er folgte und trank mit dem Müller in vorbildlicher Eintracht ein paar Liter Apfelmost.

In gehobener Stimmung kehrte er nach einer halben Stunde heim, denn ihm war nicht nur das Mehlsäcklein vom Gewissen gefallen, sondern er freute sich noch obendrein seines prophetischen Geistes, der ihn mit Hilfe besagten Mehlsäckleins eine Untat hatte strafen lassen, die erst ein Vierteljahr später begangen worden war.

5.

Durch den Umstand, daß sie durch geheimnisvolles Wissen mitsammen verbunden waren, waren sich die drei Vertreter der Gemeinde Sitzenberg gegenseitig unendlich interessant geworden. Sie beobachteten sich gegenseitig mit einer Aufmerksamkeit, die man sonst nur bei Geheimpolizisten findet, und es machte sich sogar eine gewisse Eifersucht in jedem geltend, die allerdings nicht der großen, weltbewegenden Liebe entsprang, sondern einem Gefühle, das strenge Moralisten als „schlechtes Gewissen" bezeichnen.

Wenn der Bürgermeister den Wirt und den Müller zusammen sah, gab es ihm den bekannten Stich ins Herz, traf der Müller den Bürgermeister schon beim Wirte, dann fing sein Herz zu pochen an, und der Wirt fühlte sich wie vor den Kopf geschlagen, wenn Bürgermeister und Müller in schöner Eintracht seine Gaststube betraten. Und je mehr sich die drei beobachteten, desto bedenklicher wurden sie sich, und jeder dachte, daß sich die beiden anderen vielleicht ausgesöhnt und gegen ihn verbunden hätten. Und mit der Zeit wurde das jedem zur Gewißheit: ja, die anderen beiden führten etwas im Schilde, etwas Ungeheuerliches, aber er, er —!

Und jeder ballte die Fäuste und schwur sich selbst einen grimmigen Eid, den Feinden vor seinem Untergang noch großen Schaden zu tun.

Und eines Tages war es da, das Ungeheuerliche, in der Gestalt eines Mannes, an den jeder der drei schon oftmals mit heimlichem Schauder gedacht hatte. Es war der Gerichtsdiener. So wie sonst sträubte sich sein roter Bart, funkelten seine kalten inquisitorischen Augen und schnarrte seine barsche Stimme. Zuerst trat er beim Bürgermeister ein, öffnete mit wichtiger, tiefernster Miene die große schwarze Ledertasche und entnahm derselben zwei Zettel, die er stumm dem Gemeindeoberhaupte überreichte.

Dieser öffnete den mit einem amtlichen Siegel geschlossenen und las:

„An Herrn Matthias Obermeier in Sitzenberg.

Sie haben sich am 14. Februar, 9 Uhr Vormittags, pünktlich und bei Konventionalstrafe von 5 Kronen bei dem hiesigen Bezirksgerichte, Saal II, behufs Einvernehmen einzufinden.

K. k. Bezirksgericht.“

Der Bürgermeister starrte auf das Papier. Ja, es war sein Name, und sein Vorname stand auch da, aber „Bürgermeister“ stand nicht da. Die Weglassung dieses Titels sagte alles. Ja, ganz gewiß, der Wirt hatte ihn verraten, und der Müller hatte ihn verklagt. O, o! — Aber vielleicht handelte es sich doch um etwas anderes.“

„Ja, warum soll i denn zum G'richt?“ stotterte er nun die Frage hervor.

Scharf klang es ihm entgegen: „Das weiß i nit. Halt wegen dem, was da steht. Jedenfalls ein Verbrechen, sonst hab'n wir nix. I bitt' um die Bestätigung, i muß noch zum Wirt und zum Müller auch.“

Diese Worte behoben den letzten Zweifel des Bürgermeisters. Aber das sollte nicht so einfach gehen! Fällt der Mantel, so muß auch der Herzog nach, oder Sitzen-

bergisch gesprochen: wird der Bürgermeister eingesperrt, so soll ihm der Gemeinderat Gesellschaft leisten.

Ein furchtbarer Entschluß funkelte aus des Bürgermeisters Augen, als er nun sprach: „Also der Wirt und der Müller sind gegen mich. Gut, daß i das weiß. Hab' es schon lang kennt, daß sie mir um mein Amtl neidig sind. Aber jetzt nimm i keine Rücksicht mehr. Jetzt sag' i's öffentlich, daß der Müller dem Wirt den Wein g'stohlen hat. I hab's selber g'sehn, i kann's beeiden!"

Der Mann der heiligen Hermandad kniff die Augen zusammen und preßte die Lippen aufeinander, daß sie wie zwei Würstlein erschienen, auf denen eine junge Kiefernschonung wächst, und dann quetschte er zwischen den Zähnen hervor: „Können Sie das bezeugen?"

„Jawohl kann i dös!" schrie der aufgebrachte Bürgermeister.

„Also wie war das?"

Damit zog der Gerichtsdiener sein Notizbuch hervor, und der Bürgermeister erzählte ihm mit Wohlbehagen, was er gesehen, worauf sich der Mann der Gerechtigkeit in herablassender Weise empfahl.

Geraden Wegs begab er sich zum Wirte und händigte diesem eine bis auf den Namen gleichlautende Vorladung ein. Dem biederen Herbergsvater quollen die Augen aus den Höhlen, als er den Inhalt buchstabierte, und als er fertig war, drehte er das Papier um, um sich zu überzeugen, ob nicht auf der Rückseite etwa ein Widerruf dessen stehe, was auf der Vorderseite in so furchtbarer Deutlichkeit zu lesen war. Aber die Rückseite zeigte das unschuldigste Weiß dieser Welt und bewies so, daß sich auch leblose Dinge ganz ausgezeichnet auf das Heucheln verstehen.

Endlich faßte sich der Wirt so weit, daß er wenig-

stens den Mund weit aufsperren konnte; aber das Wort, das zu dieser Öffnung heraus sollte, fiel ihm nicht ein.

„Unterschreiben Sie!“ fuhr ihn der Gerichtsdiener barsch an.

Nun löste sich der Bann bei dem Wirte. „Das unterschreib' i nit,“ schrie er, „das is eine Lumperei!“

Der Diener der Gerechtigkeit maß den Sprechenden mit vernichtendem Blicke und sagte dann mit Wucht und Nachdruck: „Das löbliche k. k. Gericht kennt keine Lumperei. Solche Ausdrücke sind strafbar, merken Sie sich das!“

Der Wirt schnappte zusammen und entschuldigte sich: „I hab' ja nit das G'richt g'meint, sondern nur die, die mi an'zeigt hab'n. Und i kenn's schon — die zwei. O, i kenn s' gar gut. Hat nit vielleicht der Bürgermeister und der Müller auch so ein' Zettl kriegt?“

„Kann schon sein.“

„Also, da hat man's. O, i kenn' meine Leut'. Wissen Sie, i hab' noch nie was Unrechts getan, aber die Herrn stecken unter einer Decken. Draußen möchten sie mich haben aus dem Gemeinderat, daß sie allein sind und tun können, was sie wollen. Aber das werden die zwei net z'samm'bringen, das nit. Denn wissen S'“ — der Wirt näherte sich vertraulich dem Gerichtsdiener, der in strammer Haltung dastand und Blitze aus seinen Augen schoß — „ein Bürgermeister, der stiehlt, der is mir nit gewachsen. I hab' ihn selber erwischt, wie er dem Müller ein Sackl Mehl g'stohlen hat. Jawohl, i selber! Mit diesen zwei Augen da“ — er tupfte mit steifem Zeigefinger in den rechten und linken Augenwinkel — „mit denen hab' i's g'seh'n.“

Der Mann des Gesetzes wurde etwas geschmeidiger. „So, wie war denn das?“ fragte er und zog sein Notizbuch hervor.

Und der Wirt erzählte alles haarklein, während der andere schrieb. Mit einem „Hm!“ ingrimmiger Befriedigung schloß dieser dann das Buch und sprach mit rollender Stimme: „Halten Sie sich bereit, diese Aussagen vor Gericht zu wiederholen und bleiben Sie bei der Wahrheit. Ich rate Ihnen das!“

Und mit scharfer Wendung verschwand er.

Und nun kam er zum Müller. Auch dieser seufzte, aber er beherrschte sich und unterschrieb den Zustellungsschein, als wäre es etwas ganz Harmloses.

Diese Ruhe ärgerte den wackeren Diener des Gerichtes, und als er den Zettel eingesteckt hatte, sah er den Müller mit durchbohrendem Inquisitorenblick an und rollte: „Haben Sie mir nichts zu bekennen?“*)

Der Müller wurde unsicher: „I? Was sollt' i denn haben?“

„Sie haben gestohlen!“

Der Müller wurde bleich. „I? Wer sagt denn das?“

„Ich weiß es von einem, der es beeiden wird.“

„Wahr is's nit!“ schrie der Müller. „I hab' nur den Wein aufg'fangen, der ausgeronnen is. Aber i weiß schon! Der Bürgermeister möcht' mich aus dem Gemeinderat draußen hab'n, weil er fürcht', daß i das nächste Mal Bürgermeister werden könnt'. Und der Wirt hilft ihm, der Lump, der dem Bürgermeister gleich eine ganze Sau g'stohlen hat.“

„Schwein sagt man!“ berichtigte ihn sonor der Gerichtsdiener.

„Ja, ja, ein Schwein, aber was für eines — so schön, so wuzerlfett, und das gute Fleischerl!“

„Und Sie haben das gesehen?“

---

*) Siehe das Titelbild.

„Jawohl, am Freitag vor Katharina ist's gewesen.“

Und der Gerichtsdiener zog wieder sein Notizbuch und schrieb mit unendlichem Wonnegefühl auf, was ihm der Müller sagte. In bedeutend gehobener Stimmung nahm er dann den Heimweg unter die Füße.

6.

Von diesem Tage an bestand zwischen den drei Gemeindevertretern von Sitzenberg stillschweigende Feindschaft. Jeder brütete ob ungeheuren Racheplänen und malte sich in Gedanken aus, wie er den Zeugen seines Gegners mit seinen Enthüllungen niederschmettern werde, und sonnte sich im Vorgefühle des Eindruckes, den dieselben auf den Richter machen mußten. Jeder fühlte sich von seiner Schuld dadurch befreit, daß er der Wisser einer fremden Schuld war, und trug nur noch das löbliche Bestreben in sich, auch der Gerichtsbehörde zu beweisen, daß er eigentlich nur ganz recht gehandelt habe, wenn er die Schuld seines Nächsten wieder gerächt habe.

So kam der 14. Februar heran, und die drei erschienen im Vorzimmer des Gerichtssaales. Unheilbrütend ließ sich jeder auf einem Sessel nieder und warf gelegentlich den anderen einen Blick zu, der sie in den tiefsten Abgrund der Hölle zu bohren versuchte.

Dann tat sich endlich die Tür auf, und ein Diener rief mit einer Stimme, welche wie eine Posaune des Gerichts klang: „Herr Matthias Obermeier!“

Mit schlotternden Knien trat der Bürgermeister ein und verneigte sich in tiefster Unterwürfigkeit vor dem Bezirksrichter. Dieser grüßte mit einem leichten Kopfnicken und lächelte. Ja wirklich, er lächelte. Dem Bürgermeister ging dieses Lächeln durch Mark und

Bein, und er wollte eben traurige Betrachtungen über die Gemütsroheit der Menschen im allgemeinen und der Richter im besonderen anstellen, als ihm die Frage ins Ohr tönte: „Kennen Sie einen gewissen Johann Pühninger?“

Der Bürgermeister sah verständnislos den Richter an. Was sollte diese Frage?

„Den Johann Pühninger, gebürtig und zuständig zu Sitzenberg?“ wurde die Frage wiederholt.

„Aber freilich, Herr Richter, und wie gut!“

„Was wissen Sie von seinen Verwandten?“

Der Bürgermeister staunte. Was hatten die Verwandten des Pühninger mit dem gestohlenen Mehlsäcklein zu tun? Aber er erzählte, was er wußte.

„Also, Sie glauben nicht, daß ihm sein Schwiegervater dreihundert Gulden hat geben können?“

„Niemals, Herr Richter, keine Idee! Sein Schwiegervater, der alte Franzl, is selber nur ein Haderusammler gewesen, und wie er vor vier Monaten g'storben is, is er ganz arm eingraben worden.“

„Sie halten es also für möglich, daß Pühninger das Geld gestohlen hat?“

„Aber ganz g'wiß hat er's g'stohlen, anders gibt's es ja nit!“

„Ich danke. Sie können gehen.“

Der Bürgermeister sperrte Mund und Nase auf. War das alles? Oder sollte noch was nachkommen?

„Wünschen Sie noch etwas?“ fragte der Richter.

„Nein, nix, gar nix!“ stotterte der Bürgermeister und wankte hinaus, um sich draußen stöhnend auf einen Sessel fallen zu lassen.

Nach etwa zehn Minuten kam der Müller aus dem Verhandlungszimmer und sank wie eine geknickte Lilie auf den nächsten Stuhl, und dasselbe tat der Wirt, der

als letzter den Gerichtssaal verließ, nur glich er mehr einer platzenden Georgine.

Da saßen nun die drei wie verregnete Hühner und sahen sich mit klagenden Augen an und fanden nicht Worte, um ihrem Jammer darüber Ausdruck zu geben, daß sie so jämmerlich dumm gewesen seien. Der Bürgermeister seufzte, der Müller stöhnte, und der Wirt keuchte, und das gab zusammen eine so trauervolle Sinfonie, daß dem Gemeindeoberhaupte schließlich das Wasser in die Augen lief, und er in die leise Anklage ausbrach: „Wirt, warum hast mir denn nix g'sagt, daß du nix g'sagt hast?"

„Nix g'sagt hast?" kam aus des Wirts Munde das wimmernde Echo. „Wann i g'wußt hätt', daß der Müller nix g'sagt hat, hätt' i 's eh g'sagt!"

„I kann doch nix sag'n, sonst sagst es du dem Bürgermeister, und der sagt's wieder von mir," jammerte der Müller.

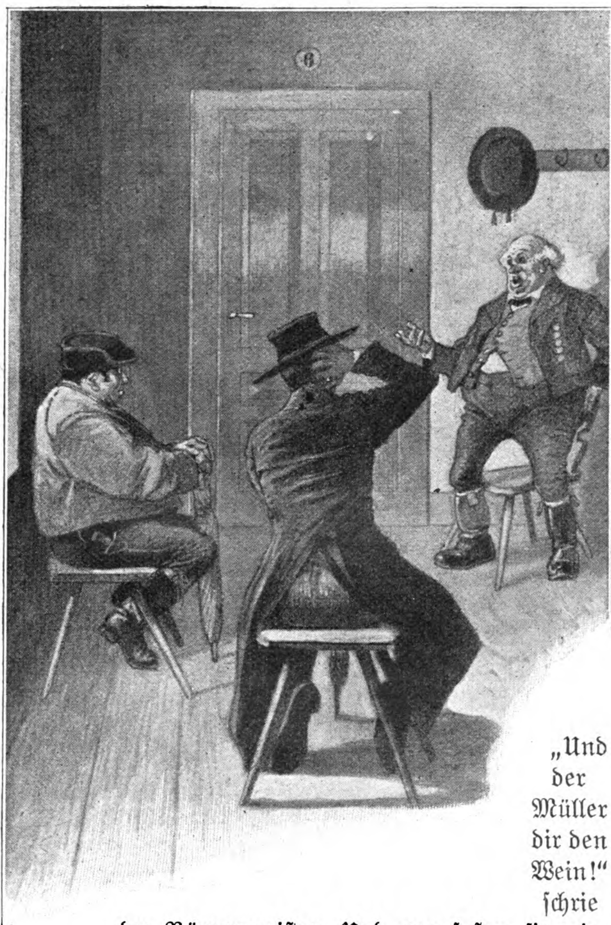
Das war nun viel und doch nichts gesagt, denn nun stand jeder der drei vor einem Rätsel.

Endlich nahm der Bürgermeister wieder das Wort und fragte: „Ja, was hätt'st mir denn du sagen können, Müller?"

Der warf einen hilflosen Blick auf den Wirt, worauf dieser in stiller Ergebung erwiderte: „Red' nur, Nachbar, es muß ja doch 'raus."

Da sprach der Müller die inhaltschweren Worte: „Na, weißt, Bürgermeister, deine Sau hat halt der Wirt g'stohl'n."

Der Bürgermeister riß erst die Augen weit auf, dann ballten sich seine Hände, und eben wollte er aufspringen, als der Wirt sagte: „Na und dafür hat der Bürgermeister dir, Müller, das Sackl Mehl g'stohl'n."



„Und der Müller dir den Wein!“ schrie der Bürgermeister. Und nun saßen sie wieder und ächzten, stöhnten, keuchten und schluckten.

Dann schnellte auf einmal der Müller empor und sagte mit triumphierendem Gesichte: „Aber Nachbarn, wir werd'n doch deswegen kein' Verdruß anfangen.

Ein jeder zahlt dem anderen, was er ihm Schaden gemacht hat, und wir bleiben die guten Freund', die wir alleweil gewesen sind. Gilt's?"

Ja, es galt, und brüderlich vereinten sich drei rechte Hände. Da fiel es aber dem Bürgermeister ein: „Aber der Gerichtsdiener? I hab's ihm g'sagt von dir, Müller."

Dieser senkte den Kopf: „Und i ihm von dir, Wirt."

„Und i von dir, Bürgermeister," meldete sich auch des Wirtes zaghafte Stimme.

„O wir Eseln!"

Diesem gemeinsamen Ausdruck anerkennenswerter Selbsterkenntnis folgte wieder langes Schweigen, bis endlich wieder der Müller einen Ausweg fand.

„Macht nix," sagte er. „Wir sagen, es is nur ein Jux gewest, wir haben den Gerichtsdiener angelogen. Gilt's?"

Ja, auch das galt, und der Bürgermeister sprach das schöne Wort gelassen aus: „Es gibt doch nix Schöneres als wie treue Freundschaft."

— — — — — — — — — — — —

Leider kam das dicke Ende nach.

Das k. k. Bezirksgericht verurteilte drei Wochen später jeden der drei Braven auf Grund einer Anzeige zu zwei Monaten, und Sitzenberg verlor infolge davon seine ganze Gemeindevertretung.

Aber treue Freundschaft bewährt sich selbst in Banden. Es war für jeden Menschen erhebend anzusehen, wie die drei im Hofe des Bezirksgefängnisses einander an die Hand gingen. Der Bürgermeister schnitt Holz, der Müller spaltete es, und der Wirt schichtete es zu einem kunstgerechten Stoße auf. Und als die drei nach zwei Monaten heimkehrten, da frohlockte ganz Sitzenberg, denn nun erst herrschte im Dörfchen volle Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit.





Die Britische Bibelgesellschaft.

Skizze von Dr. Fr. Parkner.

Mit 10 Illustrationen. 

Wie in Deutschland die Preußische Hauptbibelgesellschaft, so hat es sich in England die „Britische und ausländische Bibelgesellschaft" zur Aufgabe gemacht, die Bibel zu einem äußerst billigen Preis auf dem ganzen Weltenrund zu verbreiten. Der Sitz der Gesellschaft ist jetzt in der Königin Viktoriastraße in London. In der letzten Jahresversammlung wurde mitgeteilt, daß die Zahl der Sprachen, in die die Bibel im Auftrage der Gesellschaft übersetzt ist, jetzt bereits fast 400 beträgt. Im letzten Jahre wurden elf neue Übersetzungen hinzugefügt. Unter diesen befanden sich „Ladakhi", das an der Grenze von Tibet gesprochen wird, „Singpho", die Sprache eines Volkes, das im Hügellande des östlichen Assam wohnt, „Kuliviu", das auf einer Insel der Neuen Hebriden heimisch ist, „Zigula", das Idiom der Wa-Zigulas, die ein großes Gebiet in Deutsch-Ostafrika bewohnen, „Saa", das auf einer der Salomonsinseln gesprochen wird, und die sonderbare Mischsprache, die den Ungebildeten in Ägypten allein verständlich ist.

Die erste Anregung zu der Gründung der Gesellschaft gab 1802 der Prediger Thomas Charles. Meh-

rere andere Geistliche schlossen sich ihm an, und so wurde denn die Gesellschaft im Jahre 1804 gegründet. Anfangs verfügte sie nur über bescheidene Mittel. Im Gründungsjahr betrug ihre Einnahme nur etwas über 12,000 Mark. Gegenwärtig beläuft sich ihre jährliche Einnahme auf gegen 6 Millionen Mark. Mitglied kann ein jeder werden, der einen jährlichen Beitrag von einer Guinee — ungefähr 21 Mark nach unserem Gelde — zahlt. Über 1000 Hilfsgesellschaften, gegen 400 Zweiggesellschaften und beinahe 4000 Bibelvereine fördern die Einnahmen der Gesellschaft.



Bibelverkauf in den Schneefeldern von Cerro de Pasco in den Anden, der höchsten Stadt der Welt.

Seit ihrer Gründung hat die Gesellschaft 192½ Millionen Exemplare der heiligen Schriften verteilt. Auf alle fünf Sekunden, Tag und Nacht gerechnet, entfällt die Verteilung einer Bibel. Von dem Umfang des Vertriebes kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man hört, daß die Bibeln, die an einem Tage ausgegeben werden, eine Säule von 2500 englischen Fuß darstellen, wenn eine jede Bibel 1½ Zoll stark ist. Würde man die drei höchsten Gebäude oder Denkmäler der

Welt aufeinanderstellen, so würde ihre Höhe noch nicht diejenige des ungeheuren Haufens von 20,000 Bibeln erreichen, die an einem jeden Arbeitstag hergestellt werden.

Die Schwierigkeiten für die Übersetzung sind nicht gering, denn oft muß die Bibel in einer Sprache ge-



Markttag in Langowan auf Nord-Celebes.

druckt werden, die gar kein geschriebenes Alphabet besitzt, wie es beispielsweise bei den Mundarten der afrikanischen Negerstämme der Fall ist. Ebenso schwierig aber ist es, sich in den Vorstellungskreis der Naturvölker hineinzuversetzen und in ihrer Sprache den passenden Ausdruck für bestimmte Worte zu finden.

Es passieren dabei die mannigfachsten Irrtümer, die zuweilen nicht des Humors entbehren. So wollte ein Übersetzer im Verein mit einem Eingeborenen auf Norfolk, einer Insel an der Südostküste Australiens,

die bekannte Stelle aus dem Leben Johannes des Täufers übertragen, wo die Rede davon ist, daß seine Nahrung aus Heuschrecken und Honig bestand. Es gibt aber auf Norfolk keine Bienen, und infolgedessen ist auch der Honig unbekannt. Der Übersetzer erklärte daher dem Eingeborenen den Honig als einen Saft, der

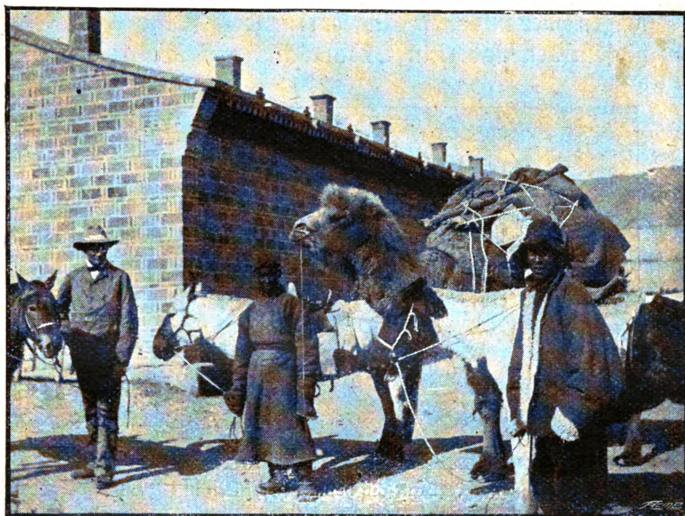


Ein Gesellschaftsagent im Malaiischen Archipel.

von einem größeren Insekt stamme. Jetzt schien der Eingeborene den Übersetzer verstanden zu haben, denn mit strahlendem Gesicht bemerkte er, er wolle den entsprechenden Ausdruck nunmehr mitteilen. Man kann sich das Entsetzen des Übersetzers ausmalen, als der Eingeborene die erwähnte Stelle in seiner Muttersprache mit den Worten übersetzte: „Er nährte sich von Heuschrecken und dem Fett der Schweißfliegen."

Die Fidschiinsulaner wiederum kennen keinen Schnee. Darum muß in den für sie berechneten Bibeln die Stelle, wo von dem „Abwaschen weißer denn Schnee"

gesprochen wird, wiedergegeben werden mit „weißer denn reiner Regen“. In Britisch-Columbia in Nordamerika bat ein Missionar einen Eingeborenen, die Worte „eine Krone des Ruhms, die nimmer welket“ in seiner Muttersprache sinngemäß auszudrücken. Der

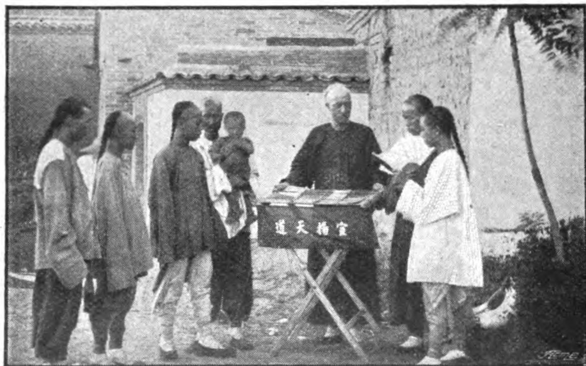


Der Gesellschaftsagent beim Aufbruch von Kalgan zu einer Kolportagetour unter den Mongolen.

Eingeborene sagte dies bereitwillig zu. Zu seinem Schrecken fand dann der Missionar später, daß der Eingeborene übersetzt hatte: „ein Hut, der sich nimmer abträgt“. Ein Kreeindianer, der bei der Übertragung der Bibel für seinen Stamm behilflich war, übersetzte das Wort „Heiden“ mit „Schwarzfüße“, dem Namen eines verhaßten, feindseligen Indianerstammes.

Vertrieben werden die Schriften durch Agenten und Kolporteure. Die Agenten sind Engländer. Die

Kolporteure rekrutieren sich aus allen Ständen und Berufsklassen der Eingeborenen. Man trifft unter ihnen Männer jeder Farbe und jedes Klimas, und je nach dem Volke, dem sie angehören und unter dem sie tätig sind, richtet sich auch ihre Arbeitsweise. Im Malaiischen Archipel reist der Kolporteur im Ochsenwagen oder in einem Eingeborenenboot, auf den Hochgipfeln der Anden in Südamerika, mitten im ewigen

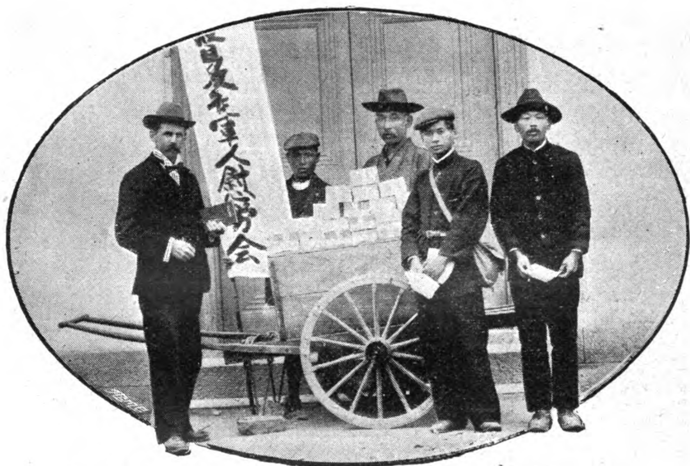


Ein Missionar verkauft die heiligen Schriften in Schanhi.

Schnee, benutzt er den sicher fußenden Maulesel, in Rußland jagt er im Schellenschlitten durch die Steppen, in der Lombardei fährt er auf dem Zweirad, und in der Sahara und den Wüsten der Mongolei reitet er auf einem Kamel. Die Strapazen, denen sich die Kolporteure unterziehen müssen, sind oft außerordentlich groß. Unlängst unternahm ein Kolporteur eine elfwöchentliche Reise von 4500 Kilometer auf dem Lenastrom durch Sibirien, um den Jakuten die Bibel in ihrer eigenen Sprache zu verkaufen. Einen Teil des Weges legte er auf einem offenen Floß zurück, immer über den

zehn Zentnern Bibeln wachend, die er zum Verkauf mit sich führte.

Auch zum Bergbewohner wird der Kolporteur. Die höchste Stadt der Welt ist Cerro de Pasco in Peru. Selbst dort besitzt die Gesellschaft einen Vertreter. In steilen Schleifen klimmt die Bergbahn zu der Stadt empor, entlang auf den Graten von turmhohen Schrof-



Der Gesellschaftsagent in Hiroshima und eingeborene Kolporteure.

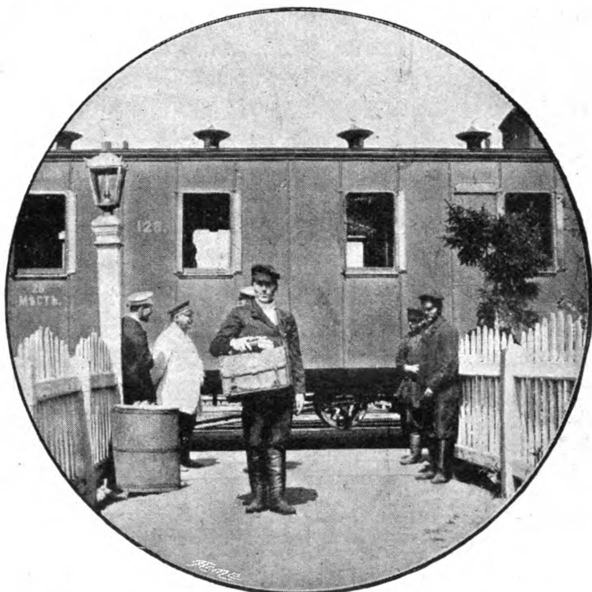
fen und vorbei an bodenlosen Abgründen. Der Reisende durchquert meilenweite Wüsten mit runden Hügeln von weißem Sand, die in einem wunderbaren Glanz vor ihm aufsteigen. Der Aufenthalt in dieser Stadt ist wegen der Luftverdünnung in der gewaltigen Höhe sehr ungesund, und so wird auch der Vertreter der Gesellschaft viel von Krankheiten heimgesucht.

Große Erfolge hat die Gesellschaft im Malaiischen Archipel errungen. In Minahassa, der nördlichsten

Halbinsel von Celebes, sind über 180,000 Menschen aus der Barbarei für das Christentum gewonnen worden. Wie schon erwähnt, reist hier der Kolporteur oder Agent in einem Ochsenwagen, einem plumpen, unbehilflichen Fahrzeug, das von zwei Ochsen gezogen wird, die etwa 3 Kilometer in der Stunde zurücklegen. Fast die ganze Bevölkerung besteht aus Ackerbauern, die oft den ganzen Tag von daheim fort sind. Die beste Gelegenheit zum Verkauf der biblischen Schriften bietet sich daher auf dem Dorfmarkt. Kommt der Kolporteur an, so sucht er sich einen geeigneten Platz aus und beginnt sogleich mit dem Verkauf seiner Bücher. Eine solche Szene auf dem Marktplatz ist äußerst interessant. Mit denjenigen, welche bereits zum Christentum übergetreten sind, wird dann gewöhnlich noch eine kleine Andacht abgehalten, wobei der Kolporteur oder Agent seinen Zuhörern einen Abschnitt aus der Bibel vorliest und ihn erklärt.

Während des russisch-japanischen Krieges war der Agent der Gesellschaft der einzige Reiseprediger in der Mongolei inmitten einer Bevölkerung von vier Millionen Menschen. Im Oktober des Jahres 1904 kehrte er von einer fünfmonatlichen Tour zurück, auf der er fast 3000 Kilometer durchmaß, ohne das Gesicht eines weißen Mannes zu sehen. Im Mai des folgenden Jahres brach er von neuem auf. Er erkannte aber schnell, daß es eine Unmöglichkeit sei, die dürren Gegenden der mongolischen Wüsten zu durchkreuzen. Drei Jahre lang war kein Regen gefallen, und nirgends fand sich Gras oder ein grünes Fleckchen in den ungeheuren Sandflächen. Die Kamele und Pferde begannen aus Mangel an Futter zu fallen, und so war er gezwungen, nach Urga zurückzukehren. Die Tiere waren so heruntergekommen, daß er ihnen zehn Tage

Rast gewähren und sie kräftig füttern mußte, bevor sie fähig waren, die Reise wieder aufzunehmen. Die Erfolge der Arbeit sind in der Mongolei im Verhältnis zu der aufgewendeten Mühe und den ausgestandenen Gefahren nur gering. In Urga wollte kein einziger ein



Ein russischer Agent bei der Station Bogodal in Sibirien.

Exemplar kaufen, in verschiedenen Nachbarstädten dagegen, sogar in Choer, wo eine Lamaschule mit 4000 Lamas, den buddhistischen Priestern, ist, wurden 2300 Exemplare der Bibel verkauft, und zwar hauptsächlich an die Schüler, die zu Lamas erzogen werden sollen.

Dagegen verbreitet sich jetzt das Christentum in China reißend schnell. So wurden im Jahre 1904

über eine Million Bibeln verkauft. Besonders die geschichtlichen Bücher des Alten Testaments sind für den Chinesen von Interesse, da er selbst viel Wert auf seinen Stammbaum legt.

Nirgends aber muß der Kolporteur auch taktvoller zu Werke gehen als in China. Der große Boxeraufstand, der so manchem christlichen Eingeborenen den Tod brachte, ist eine ernste Mahnung dafür, daß auch der ferne Osten seine Ideale hat, auf die er eifersüchtig und sorgsam hält. Jetzt aber erstreckt sich der Einfluß der Bibel bis auf die Dörfer im Innern dieses ungeheuren Reiches. Die Erfahrung hat gelehrt, daß der Bekenner der Lehre des Kung-fu-tse mehr Gefallen an den Wundern bei der Gesetzgebung Mosis findet, der ernste Taoist oder Buddhist fühlt sich mehr zu den Worten der Propheten hingezogen. Einige verkaufte Bibeln haben in China mitunter ganze Dörfer für das Christentum gewonnen, so daß der Missionar bei seiner Ankunft erstaunt und erfreut war, Scharen von Menschen allein durch die Bibel bekehrt zu sehen. So waren vor einigen Jahren in Kuan Kai in der Mandschurei, einem kleinen Dörfchen etwa 80 Kilometer weit von Kirin, drei Familien, die zu einer chinesischen Religionssekte gehörten, von den buddhistischen Lehren nicht befriedigt. Sie hatten nie etwas vom Christentum gehört, aber ihr seelisches Verlangen war so groß, daß sie beschlossen, einer von ihnen sollte in die Welt hinausgehen und nach einem neuen Gott und einer neuen Religion Ausschau halten, während die anderen während seiner Abwesenheit die Sorge für den Unterhalt seiner Familie übernehmen wollten. Nach langem Marsch gelangte er nach Kirin, wo er eine Predigt hörte. Er kehrte mit einer Bibel nach seinem Dorf zurück und trug seinen Leuten die neue Lehre vor.



Verkauf von Bibeln in einem Dorf auf Java.

Nach drei Monaten wanderte er abermals nach Kirin, holte sich dort neue Instruktionen und lud den Leiter der Irischen Presbytermission, den Reverend Crawford, zu einem Besuch seines Dorfes ein, um die Bibelleser zu taufen. Der Missionar war nicht wenig überrascht, als er in dem Dorfe eine große Versammlung von Christen vorfand, die ihn bewillkommneten.



Eingeborene Kolporteure in Alexandrien.

Eine schwere Arbeit entstand für die Gesellschaft, als der blutige Streit zwischen Japanern und Russen um die Herrschaft über den fernen Osten ausbrach. In dem ersten Kriegsjahr wurden 250,000 Bibeln an die japanischen Truppen auf ihrem Weg zur Front ausgeteilt. Hauptsächlich fand die Verteilung in Hiroshima statt, wo das japanische militärische Hauptlager war, und die Truppen erst einige Zeitlang einexerziert wurden, bevor sie nach Korea und der Mandschurei verschifft wurden. Die Bibeln wurden von dem Vertreter der Gesellschaft, Mr. Lawrence, und seinen Gehilfen in einem Handkarren, an dem ein Schild befestigt war, das allen den Zweck ihrer Vornahme

erklärte, von Baracke zu Baracke gefahren. Dieser Mr. Lawrence schlägt einen recht praktischen Weg beim Verkauf der Bibeln in Japan ein. Er legt seine Bücher auf einem leichten Tisch aus, an dem er ein langes Schild und ein paar Pfähle mit Laternen



Ein arabischer Kolporteur in Zentralafrika.

aufrichtet. Hat sich an seinem Stand ein Menschenhaufe angesammelt, so holt er eine Bibel hervor und beginnt zu erzählen, daß er das wunderbarste Buch der Welt besitze, das in alle Länder gedrungen und in alle Sprachen übersetzt sei. Dann erklärt er die japanische Übersetzung und macht seine Käufer auf die große Billigkeit aufmerksam, indem er darauf hinweist, daß das Buch mit 770 Seiten für 10 Pfennig ver-

kauft wird. Die meiste Schwierigkeit bereitet der erste Verkauf. Hat sich erst ein Japaner zum Kauf entschlossen, dann folgen ihm auch schnell die anderen nach.

Ebenso wurden viele Bibeln an der großen transasiatischen Eisenbahnlinie verteilt, die von Rußland nach der Mandschurei führt. Die Bücher wurden namentlich von den Mannschaften, die aus den Ostseeprovinzen stammten, erfreut angenommen. Verschiedentlich ließen auch russische Offiziere Bibeln an ihre Leute verteilen.

Öfters kam es zu prächtigen Szenen. So hatte ein Kolporteur in Scheljabinsk an der sibirischen Eisenbahn, wo die Truppentransporte, die zur Front gingen, anhielten, an ein Regiment 150 Freiexemplare verteilt. Zum Dank dafür hoben ihn einige Soldaten auf die Schulter und führten ihn die ganze Truppenlinie entlang.

Als die baltische Flotte den Suezkanal passierte, wurden an sie ebenfalls mehrere hundert Bibeln verkauft. In Tsingtau, wo bekanntlich der russische Panzer „Cäsarewitsch“ und zwei Torpedoboote durch unsere Besatzung abgerüstet wurden, wurde einem jeden Matrosen und Soldaten eine Bibel in russischer Sprache verabreicht. Der russische Priester gestattete dabei gern die Verteilung.

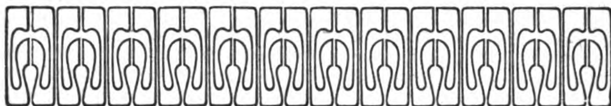
Auch in Java und Ägypten finden die Bibeln der Gesellschaft lebhaften Absatz. Zum Teil wird der Verkauf durch englische Agenten besorgt, die, wie in Java, die Dörfer der Eingeborenen aufsuchen, zum Teil, wie in Ägypten, übernehmen auch die Eingeborenen selbst den Verkauf.

Man trifft auch solche Bibelhändler, die Araber oder Fellachen sind, nicht nur in Alexandria an,

sondern sie ziehen mit ihren Eseln, die mit Bibeln beladen sind, auch in das Innere des Landes.

Das Beispiel der Britischen Bibelgesellschaft ist allenthalben nachgeahmt worden. So bestehen nicht nur, wie schon erwähnt, ähnliche Gesellschaften in Deutschland, sondern auch in der Schweiz, Frankreich, Norwegen, Schweden und Nordamerika, die alle mit gutem Erfolg tätig sind.





Auf der Höhe.

Novelle von Alwin Römer.



(Nachdruck verboten.)

Eine drückende Hitze lagerte über der großen Radi-, Bier- und Malerstadt München, die durch die Hochflut durchrasender Touristen nicht behaglicher wurde, denn die schattigen Straßenseiten der großen Verkehrsadern zeigten eine geradezu gefährliche Menschenfülle. Vorsichtige oder ihre Behaglichkeit liebende Leute mußten entweder auf der Sonnenseite gehen oder in irgend einem Bräu Zuflucht suchen. Die das erstere versuchten, verfielen um so schneller dem anderen. Münchener Luft macht zu allen Zeiten durstig, wie erst in Hochsommerglut auf unbeschatteten Wegen!

Auch der Genremaler Franz Bergmüller fühlte seine Kehle immer trockener werden, als er die Gabelsbergerstraße hinunterschritt, den großen grauen Schlapphut mehr in der Linken als auf dem dunkelblonden Haupt, während die Rechte von Zeit zu Zeit das Taschentuch über die gutgeformte Stirn führte, um dort die immer neu hervorquellenden Schweißtropfen aufzusaugen. Er kam von einer Malstunde, die er einer ebenso kunst-

begeisterten wie talentlosen Engländerin gab. Das Honorar dafür war nicht gerade fürstlich, obwohl Miß Thompson einen unheimlich reichen Vater in Liverpool haben sollte, es kam ihm aber in seinen gegenwärtigen Verhältnissen sehr gelegen. Er hielt sich damit glatt über Wasser und konnte nebenbei das Altarbild für die Kirche in Binsenhofen flott zu Ende führen. Sobald er das aber ablieferte, bekam er von der Freifrau Sibylle v. Binsenhofen bare zwölfhundert Mark ausbezahlt, eine Summe, bei deren Vorstellung sein Herz jedesmal dem Galopptempo verfiel, und seine Phantasie furchtbar große eiserne Geldschränke in Prozession an sich vorüberwallen sah. Mit diesen zwölfhundert Mark würde er nach Rom wandern, von wo ihm sein Freund Potter alle Woche ebenso schaffensfreudige wie lebenstrunkene Episteln schrieb, die alle mit dem Refrain schlossen: „Wenn Du kannst, so komm! Denn hier erst geht einem Künstler das Herz auf!“ Dort würde sein wahrer Genius sich offenbaren und ihn zu jener stolzen Höhe führen, von der seine Seele nach bangen, dunklen Stunden des Zweifels und Verzagens sehnsüchtig zu träumen wußte; dort würde er ein großer Künstler werden, von dem die Zeitungen berichteten, und die Schwärmer erzählten, den die Nabobs überliefen, und die schönen Frauen verwöhnten.

Ach, es waren köstliche Träume, die von der Höhe! Und sie linderten die Glutwellen, die ihn auf der langen, einförmigen Straße umzitterten, und kämpften energisch gegen einen immer mächtiger werdenden Drang, der die matten Malerfüße verführen wollte, nach der Briennerstraße hinüberzuschwenken, die in ihrem Verlauf unfehlbar auf den kleinen, aber bedeutungsvollen Stieglmayerplatz geleitet, allwo der Löwen-

bräukeller seine gastlichen Pforten allen durstigen Pilgern öffnet. Und das Sommerbier des Löwenbräu war in diesem heißen Jahre „gar so viel gut“ geraten! Aber wenn er diesem Drange nicht widerstand, ging ihm ein halber Werktag verloren, denn er gehörte zu jenen Arbeitern, die nichts vermögen, wenn ihnen auch nur ein Fünklein Alkohol im Gehirn umherspukt; dann wurde er natürlich um einen halben Tag später fertig mit seinem Altarbild, und kam womöglich einen ganzen Tag später nach Rom, und vielleicht um Wochen oder Tage später auf die erträumte Höhe, da an einem einzigen Tage ja oft die wunderlichsten Dinge geschehen können, die sich niemals wiederholen im Leben. Gibt es doch auch blaue Glücksblumen, die nur eine einzige Stunde blühen im Jahre, und verzauberte Königstöchter, die ein Sonntagskind nur alle hundert Jahre einmal zu erlösen vermöchte. Da er aber ein Sonntagskind war, sollte es nicht an ihm liegen, wenn einmal eine Prinzessin aus Eidechsenäuglein zu ihm aufblicken wollte, um sich erlösen zu lassen. Darum fort mit den lockenden Gedanken an den schäumenden, ach so wohlig kühlen Maßkrug! Schnell noch einen Sprung hinauf in die alte Pinakothek, an der er jetzt vorbei mußte, um Filippo Lippis „Verkündigung“ noch einmal einzusaugen, deren weiche Zartheit ihm für sein Altarbild hier und dort anregend gewesen war. Dort war's sicher auch erträglich kühl, und nach einer Viertelstunde Rast ging es dann ohne weitere Abwege zum Atelier hinauf in die Winzererstraße, an die Arbeit.

In der Pinakothek droben war es lebhafter, als er vermutet hatte. Die Bildungsbienen aus aller Herren Ländern waren ziemlich zahlreich am Werk, die großen, weiten, mit den Blüten edler Kunst geschmückten Räume zu durchschwirren, um den süßen Honig des Dort-

gewesenseins nach etlichem dummklugen Gesumm und Gebrumm mit nach Hause nehmen zu können. Naive Klugschwätzer fütterten da ganze Gänseherden mit irgendwo aufgelesenen, gelehrt klingenden Phrasen; gallsüchtige Nörgler schritten mit Achselzucken und Kopfschütteln selbst an Dürer und Raffael vorüber; magere Jungfrauen in regengrauen Reformkleidern ohne jede Spur von Grazie prüften mit strengen Blicken die Zulässigkeit dieses und jenes Kabinetts für die draußen harrende Pensionatsherde; dicke dumme Knopfmachergesichter starrten gähnend an die bilderbehängten Wände, die für sie auch nicht das mindeste Interesse hatten, da man mit all dem „Zeug“ ja doch keine „Knöppe mehr machen“, das heißt Geld verdienen konnte. Das aber erfüllte allein ihr Leben außer Essen, Trinken und Schlafen.

Mochte der Henker wissen, dachte jener dicke Hopfenhändler, was die teure Gattin plötzlich erleuchtet hatte, die alten Klecksereien durchaus sehen zu müssen. Hatte sie doch daheim bisher die soliden Interessen des Eheherrn redlich geteilt, ohne etwas zu entbehren! ... Der brave Mann war eben noch nicht einmal auf der Bildungshöhe angelangt, die es dem reisenden Zeitgenossen zur Pflicht macht, „dagewesen“ zu sein — soweit es sich in München nicht etwa um das Hofbräuhaus handelt. Das versteht man allenfalls auch in seinen Kreisen. Das übrige ist Unsinn.

Auch vor Fra Filippos „Verkündigung“ war eben ein kleines Raketenfeuer von keck zusammengemischter Kunstweisheit im Verpuffen. Bergmüller ging daher ein paar Säle weiter zu den Murillobildern, in deren Nähe auch ein paar Velasquez hängen, die er ab und zu gern sah. Es war dort nicht allzu voll. Ein Trupp neugieriger Backfische sah einem fleißigen Malweibchen

über die Schulter, das die Trauben und Melonen schleckenden kleinen Sevillaner Bettelbuben mit sinnigem Eifer kopierte. Mit einem flüchtigen Blick streifte er die tapfere Kollegin, die den Flatterschwarm der nicht gerade bescheiden gaffenden Pensionatsfräulein kaum zu beachten schien. Er sah nicht, ob ihr Gesicht schön oder häßlich war, oder ob es zu jenen Schablonenköpfen zählte, über die man hinwegsieht, ohne einen Eindruck von ihnen empfangen zu haben. Aber die Reflexe, die von ihrem lichtblonden Scheitel aufblitzten, wenn der offene Fensterflügel sich leise bewegte und einen gebrochenen Sonnenstrahl darüber hinhuschen ließ, hielten seinen Blick ein paar Augenblicke länger fest. Dieses Blond, das den geneigten Kopf umschmiegte, war von einem geheimnisvollen Reiz für ihn. Er kannte es von einem der Makartschen Bilder drüben in der „Neuen Pinakothek", und wo es ihm bisher im Leben begegnet war, hatte er immer ein schnell entflammtes Interesse für seine Trägerin gespürt, das allerdings ebenso schnell wieder erloschen war, wenn ihm eine häßliche Nase, ein von niedrigen Leidenschaften zeugender breiter Mund oder ein allzu dreist funkelndes Auge darunter seinen Schönheitssinn verletzt hatte.

Das Haar dieser kleinen Malerin lag in zwei dicken Kranzflechten auf dem Hinterhaupt und gab in dieser Anordnung dem Figürchen etwas Jugendlich-Ländliches. Auch daß es nicht wirre Ausläufer von den Schläfen und hinten am Nackenansatz in die Welt hinaussandte, wie er das bei den „Malweibchen" sonst so oft und nicht gerade mit ästhetischer Genugtuung gesehen, fiel ihm auf. Aber dann flog auch sein Blick schon weiter zu jener Leinwand, die einst Señor Diego Rodriguez de Silva y Velasquez mit seinem eigenen

Konterfei versehen und dadurch so wertvoll gemacht hatte, und über dem schwarzen Haar und Bart des toten spanischen Hofmalers vergaß er bald das flimmernde Blond der kleinen lebendigen Malerin, die nur fünf Schritte von ihm saftige Melonen und Trauben kopierte mit einem Gaumen, der sicher längst ebenso verschmachtet war wie der seinige.

Erst als er den Saal wieder verlassen wollte, und sein Fuß dabei an eine kleine Farbentube stieß, die noch gut halb voll sein mochte, erinnerte er sich ihrer wieder. Und als er nun zu ihr trat, das Stanniolbüchschen mit Elfenbeinschwarz in der Hand, und sagte: „Mein Fräulein, hier bringe ich Ihnen einen heimlichen Ausreißer wieder, dem's die bunten Sommervögel wohl angetan hatten, die da vorhin um Sie herumflatterten!" da sah er auch ihr verwundert aufblickendes Antlitz, das sich bei seinen Worten mit einer leisen Röte überzog.

Es war ein merkwürdiges Gesicht. Um Stirn und Augen wehte eine Versonnenheit, die an holde Kindermärchen erinnerte. Die Nase war ein wenig kurz, aber nicht häßlich. Um den schmalen, schöngeschnittenen Mund aber lag ein Zug heimlicher Energie, der von inneren Kämpfen oder durchgrübelten Nächten zu reden schien und zu den Augen in einem ebenso reizvollen wie rätselhaften Gegensatz stand.

Das Antlitz entzückte ihn, und unwillkürlich trat er näher, einen Blick auf die Arbeit der anmutigen Kollegin zu werfen. Es war eine anständige Durchschnittsleistung. In der Farbengebung schien ihm alles mit einem überraschend sicheren Geschick nachempfunden. Zeichnen allerdings konnte das Fräulein weniger gut. Aber davon sagte er ihr nichts. Er nickte nur zu der koloristischen Tontreue und murmelte mit einem warmen Blick in ihre scheuen rehbraunen Kinderaugen:

„Ganz famos gemacht! Murillo selbst würde seine Freude daran haben!“

Ein Blitz der Befriedigung flog über ihr Gesicht. Aber sie antwortete nicht. Man macht schlechte Erfahrungen, wenn man tagein, tagaus der Hochflut von Besuchern gegenüber standhalten muß. Das behagte jedoch Herrn Franz Bergmüller ganz und gar nicht, obgleich er die feste Absicht hatte, in fünf Minuten schon auf dem Wege in sein Dachkammeratelier zu sein und sich in keinerlei Anbandelungen einzulassen. „Wir sind nämlich Kollegen!“ fügte er deshalb seinem Beifallsgemurmel hinzu.

Sie prüfte ihn mit einem mißtrauischen Blick, der zuletzt auf den verbeulten grauen Schlapphut fiel. Da wurde ihr Antlitz plötzlich heiter, ein frohes Lächeln milderte den ernsten Ausdruck des Mundes, und ohne jede Ziererei sagte sie: „Schönen Dank dann für das Lob! Mühe genug habe ich mir auch gegeben, und doch weiß ich nicht, ob die Hand hier oben nicht zu breit geraten ist!“

Er hatte den Fehler gleich bemerkt, hielt es aber für besser, sie darüber zu beruhigen. Sie hätte sonst sicher ein paar Stunden mehr an die Kopie wenden müssen, und er wußte nur zu gut, wie wenig die Herren Kunsthändler dafür anlegen.

An ihrer Sprache hörte er, daß sie eine Rheinländerin war. Er selbst stammte vom Harz, hatte aber die Rheintäler einmal gründlich durchwandert. Daher wußte er auch leidlich in Sankt Goar Bescheid, das sie als ihre Heimat nannte. Aber München gefiele ihr weit besser, plauderte sie weiter. Hier konnte man unbehindert seiner Neigung leben. Keine Philisterseele kümmerte sich um einen. Jeder hielt es für selbstverständlich, daß es auch Malweibchen gebe, wäh-

rend daheim kluge Leute den Kopf schüttelten, und die Dummen ihn erst recht nicht stillhielten. Hier gab es sogar edel denkende, reiche Kunstfreunde, die durch Bestellungen dafür sorgten, daß der schmale Zuschuß von daheim ab und zu eine ganz erkleckliche Bereicherung erfuhr und sie in den Stand setzte, weiter zu lernen, immer freier und sicherer in der großen, schweren, aber auch so herrlichen Kunst zu werden.

Er freute sich ihrer Begeisterung, die so goldecht und brunnenfrisch anmutete, und erkundigte sich nach ihren Lehrern und Gönnern, bis ihm plötzlich ein Blick auf seine Uhr zu seiner Überraschung verriet, wie viel er dieser kleinen, anmutigen Murillokopistin an Zeit geopfert hatte. Beinahe eine Stunde! Eine ganze, kostbare Stunde!

Unzufrieden mit sich selber verabschiedete er sich hastig. Kurz zuvor noch hatte er den frevelhaften Gedanken erwogen, ob es nicht doch überaus nett wäre, sich mit diesem lieben, gescheiten Ding für den Abend auf den Löwenbräukeller zu verabreden, vorausgesetzt, daß sie ihm keinen Korb gebe; denn seine Freunde waren fast alle in den Bergen. Aber nun gab's ihm ordentlich einen Ruck im Innern: „Nach Haus und schuften, damit dein Bild fertig wird, und du nach Rom kannst! Denn dort unten wartet dein Schicksal. Dort wirst du etwas. Dort kommst du in die Höhe. Hüte dich, hier auch nur noch einen einzigen Faden zu knüpfen, der dich festhalten könnte! Das bist du dir selbst, deinem Glück, deiner Zukunft schuldig!"

Und fort war er, um daheim die Frauen und die Kinder vor seinem segnenden Christus weiter zu bringen. Manchmal freilich tauchten zwischen den andächtigen Köpfen die sonnigen Augen der kleinen Rheinländerin auf, und irgendwo in seinem Innern

kicherte eine spöttische Stimme: „Du Narr! Wie konntest du so unsinnig wild davonlaufen vor dem hübschen Kind!" Aber dann tat er allemal große, breite Striche an den Gewändern, die eine solche Pinselführung vertrugen, als könne er mit solchen derben, schonungslosen Strichen alles auswischen, was ihm auf seinem kurzen Weg zum Ziele ablenkend entgegenkäme. Und so holte er schließlich die verplauderte Stunde dieses Tages glücklich wieder ein.

Am nächsten Tage fühlte er's kribbeln und zucken in seinen Füßen, als er die Barerstraße kreuzte. Aber er gab nicht nach. Dann konnte er ja auch auf den Löwenbräukeller gehen, wenn er die Zeit vertun wollte! Und das wollte er doch nicht. Er streifte die Pinakotheken daher nur mit einer Art von Geringschätzung im Blick, die allerdings nicht den dort vereinigten Meisterwerken gelten sollte, und lief weiter.

Aber am dritten Tage stürmte er doch die Stufen hinauf, natürlich nur, um seinen Fra Filippo zu besuchen. Daß er dann wie in Gedanken noch ein paar Schritte weiter tat und in den Saal der Spanier lugte, wo seine hübsche Bekanntschaft von vorgestern wieder emsig am Werk war, konnte er schließlich noch vor sich verantworten.

Ein Aufleuchten ihrer braunen Augen tat ihm kund, daß sie ihn nicht ungern wiederkehren sah. Er mußte dann auch sogleich Kritik üben an den inzwischen fertig gewordenen Partien ihrer Kopie, und sie hing dabei so ernsthaften Blickes an seinem Munde, daß er sich schon beinahe wie ein Meister vorkam, dessen Lob und Tadel beglückt oder verdüstert. Da ihm aber das Gesicht seiner kleinen Kollegin von einem frohen Lächeln übersonnt zehnmal lieblicher erschien, wie wenn die grüblerischen Falten um den Mund herum sich ver-

tiefsten, so hütete er sich, ihr durch das Aufmutzen irgend einer Verzeichnung wehe zu tun.

Als er nach einer halben Stunde Abschied von ihr nehmen wollte, sagte sie nach kurzem Überlegen: „Wenn Sie noch eine Minute Zeit haben, können wir zusammen gehen."

„Aber natürlich!" entgegnete er fröhlich und dachte nicht mehr an sein Bild für Binsenhofen und seine guten Vorsätze. „Wollen wir ins Café Luitpold oder auf den Löwenbräukeller?"

Sie streifte ihn mit einem schalkhaften Blick, ehe sie sagte: „O nein, lieber Herr Bergmüller. Zum Bummeln bin ich nicht nach München gekommen. Und wenn wir so anfangen, wird's ganz gewiß nichts anderes. Ich will Ihnen ein Bild zeigen, das ich selbst komponiert und gemalt habe."

„Noch besser!" dachte er leichtfertig. „Sie schleppt mich in ihr Atelier, das gute Käferl!"

Aber auch damit war's gefehlt. Sie dachte gar nicht daran. Durch die Briennerstraße führte sie ihn und an der Theatinerkirche vorüber vor den bescheidenen Laden eines Rahmenhändlers, der in seinem Schaufenster eine kleine Ausstellung von Bildern und Bilderchen veranstaltet hatte, die seinen Goldleisten offenbar zu einer kräftigeren Wirkung verhelfen sollten. Jedenfalls war die Möglichkeit, hier eine Leinwand zu einem erträglichen Preise an den Mann zu bringen, nur gering. Er konstatierte das sofort, aber nur für sich. Ein bißchen bedrückt und doch nicht ganz ohne Eitelkeit flüsterte sie: „Dort rechts das Stillleben mit dem Kirschzweig ist's. Nun aber ehrlich: darf es sich sehen lassen?"

„Ich finde es nicht übel," erklärte er, im Herzen ein wenig enttäuscht, statt in ihr Atelier vor ein Schau-

fenster gelangt zu sein. „Das Blattwerk vorn wirkt ja ein bißchen hart, aber die Früchte leuchten so lebendig heraus, daß einem ordentlich das Wasser im Munde zusammenläuft.“

„Ich glaube auch, es ist mir so ziemlich gelungen,“ meinte sie. „O, wenn man nicht abläßt, zu lernen und zu versuchen, und immer wieder einen neuen Anlauf nimmt, muß man endlich doch auf die Höhe kommen!“

Dabei leuchteten ihre braunen Augen in so reiner Begeisterung, daß er es nicht fertig gebracht hätte, ihre Zukunftshoffnungen durch eine nüchterne Mahnung herabzuschrauben, obwohl ihm ziemlich klar schien, daß ihr kleines Talent gerade ausreichte, sie schlecht und recht durch die Welt zu bringen, wenn sie fleißig war und sich bescheiden lernte. Selbst wenn sie häßlich gewesen wäre, hätte er höchstens ein Achselzucken gehabt, weil er wußte, wie schmerzlich diese Flügelbeschneidungen jungen Seelen waren.

So begnügte er sich, zu nicken und ihr mit einem nachsichtigen Lächeln zu sagen: „Fleiß bringt immer vorwärts! Auf die Höhe kommt man freilich nicht so leicht. Aber ich hoffe, eines Tages werden wir uns doch droben die Hände schütteln können, Fräulein Zöllner. — Und nun müssen Sie auch meine Bilder einmal anschauen und mir sagen, was Sie von ihnen halten! Am Promenadenplatz steigen wir in die Straßenbahn und fahren hinaus.“

„In Ihr Atelier?“ fragte sie.

„Gewiß,“ entgegnete er und sah sie warm an.

„Heute nicht,“ beschied sie ihn, an ihm vorüberschauend.

„Und warum nicht?“

„Weil — weil es unpassend ist, wenn ich —“

Er lachte belustigt auf. „Wir sind doch Maler und keine Liebesleute!“

„Ich gehe aber doch nicht mit!“ beharrte sie bei ihrer Weigerung. „Morgen aber komme ich gern, wenn ich meine Freundin mitbringen darf.“

„Gut!“ sagte er ein bißchen gekränkt über den Mangel an Vertrauen in seine Ritterlichkeit. „Dann gehen wir aber jetzt auf einen Sprung in den Hofgarten. Eine Tasse Kaffee müssen wir wenigstens zusammen trinken.“

Dazu gab sie ihre Einwilligung. Sie fanden auch noch ein freies Marmortischchen, und bei den Klängen eines flotten Straußschen Walzers schlürften sie alsbald behaglich den braunen Trank.

Eva Zöllner hatte sich Kuchen bestellt und biß mit augenscheinlichem Appetit in einen schönen großen Pfannkuchen, so daß ihre weißen, ebenmäßigen Zähne hinter den schmalen roten Lippen aufleuchteten.

„Wohlgefälliger kann unsere Stammmutter dereinst nicht in den Paradiesapfel gebissen haben!“ scherzte er. „Man bekommt wirklich Lust, mitzutun.“

„Nehmen Sie nur!“ lachte sie. „Im Körbchen sind ja noch drei.“

„In der Bibel steht aber nur von einem einzigen Apfel,“ bemerkte er. „Der wurde geteilt zwischen den Näschern.“

„Und das ist ihnen denn auch schlecht genug bekommen,“ sagte sie darauf. „Ich heiße übrigens zwar Eva, aber ich habe ganz und gar kein Talent dazu, Herr Bergmüller, eine zu sein.“

„Das kann man vorher nie wissen, Fräulein Eva,“ entgegnete er lächelnd. „Ich weiß nicht, ob Sie nicht eine sehr nette kleine Hausfrau abgeben würden.“

„Eine Hausfrau?“ fragte sie nachdenklich. „Wenn

ich einen Pfeffersack hätte heiraten wollen, könnte ich jetzt schön in der Wolle sitzen. Aber ich bekomme noch das Gruseln, wenn ich daran denke."

„War er so häßlich?"

„Durchaus nicht. Auch nicht alt. Aber so blitzdumm, wissen Sie. Alles drehte sich ums Geld bei ihm. Verdienen war sein Hauptwort. Und jeden Fremden taxierte er auf sein Haben oder Nichthaben."

„Brrr!" schüttelte sich der Maler.

„Auch die Kunst ließ er nur gelten, wenn sie etwas einbrachte. Da sagt' ich mir: lieber allein bleiben und darben, als mit dem hohlen Protz von goldenen Tellern essen! Und ich ging nach München."

„Das war recht getan!" lobte sie Bergmüller. „Dafür hab' ich Sie noch einmal so gern, Fräulein Eva!"

Sie errötete leicht, was ihren etwas blassen Teint ganz prächtig hob. „Hier aber muß ich's zu etwas bringen, damit ich denen zu Hause zeigen kann, daß ich im Recht war. Denn vorläufig haben sie noch gar keinen Glauben daran!" seufzte sie.

Er strich leise über ihre schmale Hand, die auf der Marmorplatte lag. „Nicht daran denken!" mahnte er. „Das verdirbt uns nur den schönen Nachmittag. Ich habe mein Altarbild ja auch glücklich vergessen."

„Richtig," rief sie aufspringend, „Sie wollen ja nächste Woche damit fertig werden! — Also vorwärts, nach Hause, an die Arbeit!"

„Nur wenn Sie mitkommen, Fräulein Eva!" bettelte er.

„Nicht vor morgen!" erklärte sie. „Ich will heute auch noch etwas schaffen."

Und am Odeonsplatz stieg sie, ehe er sich's versah, auf einen Straßenbahnwagen, der nach Schwabing

hinausrollte. Etwas verdrossen winkte er ihr nach. Der kurze Abschied hatte ihm ganz und gar nicht gefallen. Aber dann raffte er sich auf und fuhr gleichfalls nach Hause, um sich der Arbeit in die Arme zu werfen, bei der ihm alle Nebengedanken regelmäßig glatt zu verschwinden pflegten.

Merkwürdig, daß ihm heute trotz aller Fortschritte, die sein Bild machte, die Vorstellung nicht aus dem Sinn kam, Eva Zöllner sei eigentlich viel zu gut für eine mittelmäßige Malerin, und ein tüchtiger Kerl mit der nötigen Tapferkeit könnte vielleicht nichts Gescheiteres tun, als ihr das mit einem Paar schlichter goldener Ringe einleuchtend zu machen.

Aber dann tauchte wie eine Vision die Engelsburg vor ihm auf und die leuchtende Kuppel von Sankt Peter; er sah zwischen dunklen Pinien weiße Marmorbilder ragen und die großen Augen schöner Römerinnen blitzen, und eine Stimme in ihm — lauter als die andere lockende, weiche — rief: „Vorwärts nach Rom! Auf die Höhe! Willst du einem überspannten Malweibchen zuliebe deine ganze Zukunft opfern?"

Und das süße Gesicht der wackeren kleinen Kollegin zerrann in dem farbigen Dunst, der über der ewigen Roma lagerte. ...

Trotzdem wartete er am anderen Nachmittag mit einem wohligen Herzklopfen auf die Ankunft Eva Zöllners. Er hatte es nicht unterlassen, sie in der Pinakothek noch einmal daran zu erinnern, und sie hatte ihm versichert, daß sie kommen werde. Ihre Freundin habe schon eingewilligt, sie zu begleiten.

Gegen sechs Uhr klopfte es denn auch etwas zaghaft an seiner Ateliertür droben im Dachgeschoß der Winzererstraße. Während er ging, zu öffnen, tönte aber schon eine Wiederholung des Anmeldesignals gegen

die Tür, die sich ganz wesentlich von dem ersten schüchternen Pochen unterschied.

„So ein Getupf hört ja kein Mensch!“ sagte eine tiefe Stimme dazu. „Deutlich muß man sein im Leben. Das ist die Hauptsache, du kleines Samtpfötchen!“

Ordentlich erschrocken über das Wachtmeisterorgan, beschleunigte Bergmüller seine Schritte und schloß auf. Da trat als erste Fräulein Antonie Örtel, Evas Freundin, über die Schwelle, reichte ihm eine breite harte Hand, in der die seine beinahe verschwand, und sagte: „Grüß Gott, Herr Bergmüller! Ich bin der Wauwau für das Everl, das sich Ihre Rauchkammer ansehen will. Oder haben Sie keinen alten Schinken von früher her drin hängen in Ihrer Kunstkemenate?“

Hinter ihr kam auch Fräulein Eva zum Vorschein, ein bißchen betreten noch, aber im ganzen doch voller Frohmut und Erwartung.

Er schüttelte ihr mit leisem Druck die Hand und flüsterte: „Wie freue ich mich, daß Sie Wort gehalten haben! Ein besseres Licht wie um diese Stunde können wir uns gar nicht wünschen!“

Und da stand sie auch schon vor der großen Leinwand mit dem segnenden Christus und hielt sich die Hand über die Augen, um besser sehen zu können. Darauf sagte sie voll aufrichtiger Bewunderung: „Das ist ganz herrlich! Ganz herrlich!“

Franz Bergmüller reckte sich. Dieses Altarbild war nicht das Beste, was er zeigen konnte. Er hatte eine Gruppe Ball schlagender Kinder in Arbeit, die ihm weit reizvoller und künstlerisch bedeutender dünkte. Auch dieses Bild rückte er jetzt ins Licht.

„Köstlich — in der Tat!“ rief Eva Zöllner und zog die Freundin vor die Leinwand.

Die Hünengestalt machte die Augen so klein, daß

nur schmale Schlitze des Augapfels sichtbar blieben, und wiegte dann den straff gekämmten Kopf hin und her.

„Gefällt's Ihnen nicht, Fräulein Ortel?“ fragte der Maler erwartungsvoll.

„Hat der Wauwau überhaupt etwas hier dreinzureden?“ fragte sie zurück.

„Aber ich bitte, Sie gehören doch auch zum Handwerk!“ rief er.

„Ja, aber auch nur eben zum Handwerk, bester Herr Bergmüller,“ erwiderte sie. „Die hohe heilige Kunst hab' ich nämlich vor ein paar Monaten schmählich verraten.“

„Warum?“ fragte er verdutzt.

„Weil sie mich langsam verhungern lassen wollte,“ entgegnete sie trocken. „Fünfzehn Jahre bin ich ihr treu gewesen, ohne daß sie mir zu einem einzigen kleinen Lichtblick in der Finsternis des ewigen Mühens verholfen hätte. Da war's eines Tages aus mit meiner Gutmütigkeit. Und da ich keine Lust verspürte, in die Isar zu gehen, nahm ich das Angebot eines Photographen an und übermale dem für einen anständigen Tagelohn allerhand Aufnahmen.“

„Arme Kollegin!“ murmelte er.

„Dummes Zeug!“ polterte sie. „Gespart habe ich mir was seit dem Mai. Ich bin auf dem besten Wege, noch eine gute Partie zu werden. Wenn ich die Guckerl und das Goscherl von der Ev da hätt', wär' ich in vier Wochen unter der Haube.“

Eva wurde rot, und Franz Bergmüller schien sich an ihr anzustecken. Aber nun räusperte er sich, seiner Verlegenheit Herr werdend, und fragte: „Was haben Sie also an meinem Bilde auszusetzen, Fräulein Ortel?“

„Sie haben keine Farbe, Herr Bergmüller,“ platzte

sie heraus. „Das ist alles nicht saftig genug und wirkt daher nicht. Wenigstens habe ich den Eindruck. Aber zeichnen können Sie — alle Wetter!“

Und mit Eifer vertiefte sie sich in einen Berg Skizzenblätter, der auf dem Tische aufgestapelt lag.

Der Maler machte ein verdrießliches Gesicht. Der Vorwurf hatte ihn um so schmerzlicher getroffen, als er auch von anderer Seite schon laut geworden war.

„Seien Sie ihr nicht böse! Sie ist so gerade zu, die Toni,“ flüsterte Eva. „Ich hätte lieber gar nicht kommen sollen.“

Aber das wollte er durchaus nicht gelten lassen. „Jeder hat seine Ansichten und darf sie äußern,“ erklärte er, sich zu heiterem Gleichmut zwingend. „Wir können und wollen nicht alle Böcklins oder Makarts werden. Jeder geht seinen eigenen Weg —“

„Ins Elend!“ ergänzte die Örtel bitter.

„Oder auf die Höhe!“ erwiderte er kurz.

„Also seien wir wieder gut miteinander, Herr Bergmüller!“ lachte sie darauf und reichte ihm die Hand noch einmal. „Und zur Versöhnung trinken wir eine Maß auf dem Löwenbräukeller. Sie dürfen sogar zwei trinken!“

„Auf Ihre Rechnung?“ fragte er scherzend.

„Aber gern!“ rief sie.

Und einmütig strebten sie alsbald dem Stieglmayerplatz entgegen, dem beliebten Biergarten zu, den die schmetternden Klänge eines flotten Reitermarsches schon von weitem verrieten.

Als sie einen behaglichen Platz gefunden hatten, beauftragte Toni die jüngere Freundin, Radi und Weißwurst von einem der Stände einzukaufen. Als aber der Maler sich erheben wollte, diese zu begleiten,

hielt sie ihn heimlich am Rocke fest und flüsterte: „Ich habe mit Ihnen zu reden, Herr Bergmüller."

„So?" fragte er erstaunt.

„Jawohl," antwortete sie, und nach einer Pause begann sie, ihm gerade in die Augen schauend: „Mögen Sie das Everl sehr gern?"

Er mußte lächeln. Darauf also wollte sie hinaus. „Weshalb?" erkundigte er sich vorsichtig.

„Weil ich selber sie auch sehr gern hab'," erklärte sie ernst, „und nicht möchte, daß Sie dem lieben Ding weh täten."

„Hm —"

„Ich weiß nicht, ob Sie unparteiisch genug sind, zu sehen, daß eine große Malerin aus ihr nicht werden kann. Sie muß einmal unterkriechen wie ich, wenn nicht einer kommt, der —"

„Aber sie hat doch Gönner!"

„Lieber Herr Bergmüller," erwiderte sie darauf mit leisem Spott um die weichen Lippen, die das einzig Schöne an ihrem Gesicht waren, „diese Gönner wird ein schönes Mädchen immer finden, solange sie begehrenswert ist!"

„Sie wollen doch nicht sagen —" fuhr er bestürzt auf.

Sie zuckte die Achseln und nagte an der Unterlippe, ehe sie weitersprach: „Fräulein Zöllner glaubt natürlich so etwas nicht. Ihr alter Präsidialrat, für den sie die Murillos kopiert, schwatzt vorläufig nur von Kunst. Aber ich traue ihm nicht. Er hat ein Faungesicht hinter der väterlichen Maske, das schon zum Vorschein kommen wird."

„So ein alter Halunke!" entrüstete sich Bergmüller.

Fräulein Ortel hingegen bemerkte trocken: „Mannsvolk ist Mannsvolk! Und die Jungen sind schließlich

noch schlimmer, weil sie wunder was für Rechte auf ein lockeres Leben zu haben glauben und sich den Kuckuck darum scheren, was nachher aus so einem armen Mädel wird!"

Der Maler fühlte, wie ihre Blicke auf ihm ruhten, ohne daß er sie ansah. „Ich glaube nicht, daß Fräulein Zöllner sich auch nur einen Augenblick besinnen würde —"

„Und da haben Sie ganz recht, Herr Bergmüller," antwortete sie. „Anders aber möchte die Sache liegen, wenn ihr Herz etwas dabei drein zu reden hätte. Sie ist bei aller Tapferkeit, die sie den Philistern daheim bewiesen, doch eine weiche, anschmiegsame Seele, die ein glattzüngiger Biedermeier mit schönen Reden wohl zu täuschen vermöchte. Denn Erfahrung in Liebessachen hat sie gar nicht, und daß die Herren der Schöpfung gewisse Schwüre leichter brechen wie Salzbrezeln, weiß sie ganz sicher nicht."

„Und warum sagen Sie gerade mir das alles, Fräulein Ortel?"

„Weil ich merke, daß Sie ihr absichtlich die Wege kreuzen, und — und —"

„Nun: und?"

„Hätten Sie etwa die Absicht, sie zu Ihrer Frau zu machen?"

„Muß ich Ihnen Rechenschaft darüber ablegen?"

„Ich denke, Sie werden es."

„Sie haben einen Ton, Fräulein Ortel, der hart an —"

„An einen bissigen Wauwau streift — gelt, so was Ähnliches wollten Sie sagen?" unterbrach sie ihn auflachend. „Aber das ist hier gerade notwendig. Also entweder: Sie kommen uns mit ehrlichen Absichten —"

„Oder?" spöttelte Bergmüller.

Sie nickte. „Oder Sie lassen mir das Kind in Ruhe," ergänzte sie dann ruhig.

Er zog die Stirn in böse Falten und fragte mißvergnügt: „Also deshalb haben Sie mich hierher geschleppt?"

„O, Sie wären mir auch sonst nicht entgangen!"

„Ihr Photograph hat wohl auch ein Heiratsbureau?"

„Mit so billigem Spott schlagen Sie mich nicht aus dem Felde, Herr Bergmüller. Dazu liegt mir der Fall viel zu ernst."

„Ich weiß nicht, was Sie eigentlich wollen. Seit drei Tagen erst kenne ich Ihre Freundin. Ihre Arbeit interessierte mich und —"

„Machen wir uns doch nichts weis, bester Herr Bergmüller. Wenn Fräulein Zöllner so ausgeschaut hätte wie ich, hätte sie den Murillo im Original gemalt haben können, und er hätte sie nicht interessiert. Dabei finde ich auch nichts weiter. Sie ist eben ein herziges Geschöpf. Aber sie soll auch glücklich werden, so weit es möglich ist. Das habe ich mir vorgenommen. Und wenn Sie ihr jetzt den Kopf verdrehen und in vier Wochen nach Rom gehen auf Nimmerwiedersehen, so wird sie vielleicht kreuzunglücklich."

„Das kann ich mir kaum vorstellen, Fräulein Ortel."

„Darauf kommt's nicht an, Herr Bergmüller."

„Wer sagt Ihnen denn, daß ich auf Nimmerwiedersehen gehe?"

„Mein gesunder Menschenverstand. Sehen Sie, Herr Bergmüller, entweder haben Sie Glück, was ich Ihnen von Herzen wünsche, dann gefällt's Ihnen da unten viel zu gut, vornehme Frauen machen Ihnen den Hof, und an uns arme Hascherln denken Sie nimmer. Oder aber: es geht nicht so glatt, wie Sie sich's heute noch träumen — und das ist ja leider Gottes

weit öfter der Fall — dann verkümmern Sie in Rom wie tausend andere und werden ein verbitterter alter Hagestolz, was schließlich auch viel gescheiter ist, als seine schlechte Laune an einem unschuldigen Weib auszulassen."

„Und was müßte ich Ihrer Meinung nach also tun?"

„Nichts, als das Everl in Frieden lassen."

„Oder heiraten!" ergänzte er spöttisch.

„Oder heiraten! Stimmt auffallend. Bei Ihrem Zeichentalent könnten Sie's wohl wagen. An lohnender Beschäftigung würde es Ihnen nicht fehlen. Aber freilich: die Künstlermucken! Über die kommt man ja nicht fort. Und wenn man endlich einsehen lernt, daß auch die italienischen Pappeln nicht in den Himmel wachsen und ein kleiner Apfelbaum zehnmal bessere Früchte trägt als so ein größenwahnsinniger Blätterbesen, dann ist man natürlich alt."

„Sie haben eine sehr drastische Art, Ihre Ansichten zu äußern, Fräulein Ortel!"

„Wenn's nur hilft!" entgegnete sie schlagfertig.

Er zuckte die Achseln und schwieg. Eva Zöllner tauchte auf, lachenden Angesichts, mit allerhand eßbaren Dingen beladen.

„Heut speisen wir bei Lukullus!" sagte sie frohlaunig.

„Aber in München — nicht in Rom!" bemerkte die Freundin.

„Hör auf von Rom. Herr Bergmüller wird sonst melancholisch. Vorläufig haben wir ihn noch hier."

„Vielleicht komme ich überhaupt nicht hin," sagte er, sie scharf beobachtend, weil er den Verdacht in sich aufsteigen fühlte, das Everl könne die ganze Geschichte am Ende eingefädelt haben.

„Warum denn nicht?" rief sie erstaunt.

„Hm — mit des Geschickes Mächten!“ zitierte er. „Es könnten Verhältnisse eintreten, die —“

„Ach, nicht doch! Nach Rom müssen Sie! Wozu haben Sie sich dann in der Sommerhitze hier herumgequält, wenn Ihnen nun der Lohn nicht werden sollte? Und ich ahne es: Rom bringt Ihnen Glück. In Rom werden Sie berühmt. Wenn's nachher in den Zeitungen heißt: ‚Das Bild des bekannten römischen Meisters Franz Bergmüller wurde mit der großen goldenen Medaille ausgezeichnet‘ — gelt, Toni, dann sind wir mit stolz darauf?“

„Na und ob!“ sagte die Toni trocken.

Der Maler aber sagte kein Wort. Tausend Gedanken kreuzten durch sein Hirn. Hatte das häßliche alte Mädchen mit ihren hausbackenen Ansichten recht, oder durfte er sich auf die sonnige Perspektive seiner Künstlerträume verlassen? Waren die eigenen trostlosen Mißerfolge ihr nicht zu einfältigen Scheuklappen geworden, die sie nicht mehr rechts und links sehen ließen, sondern alles Heil des Lebens in einer erträglichen Versorgung erblickten? Anderseits: hatte er nicht an so vielen Freunden und Kunstgenossen schließlich dasselbe resignierte Verzichten auf einstige goldene Ziele bemerken müssen? War ihm wirklich ein besonderes Glück vom Schicksal aufgehoben? Gab es nicht manchen fleißigen Jungen in den Meisterateliers, den er staunend beneidet hatte um sein sicheres Können, während ihm trotz mancher grüblerischen Stunde oft eine Wirkung versagt geblieben war, so lebendig sie ihm auch vorgeschwebt hatte. Ach, wie oft schon hatten ihn diese Zweifel beschlichen! Aber niemals noch waren sie ihm so schmerzlich gewesen wie in dieser Viertelstunde. Denn das süße Geschöpf ihm gegenüber, das seine braunen Augen verwundert nach den seinen schickte,

die nicht den Mut hatten, ihnen standzuhalten, saß ihm mit seiner frischen Anmut, seinem schalkhaften Geplauder viel tiefer im Herzen, als er gewußt. Sie war es ganz sicher wert, ihr ein Leben zu weihen. Und doch spürte er, wie ihm der Verzicht auf Rom und was dahinter lag, brennend an der Seele nagen würde, solange er lebte.

„Warum sind Sie so still, Herr Bergmüller?" fragte ihn Eva.

„Die Musik ist so laut," schützte er vor und trank aus seinem Maßkrug.

„So wollen wir tafeln!" ermunterte sie und schnitt ihm ein Brötchen höchst appetitlich zurecht. Das aß er auch, aber ohne etwas davon zu schmecken. Dann trank er hastig aus, stotterte etwas von einer vergessenen Verabredung und nahm Abschied.

„Das ist jammerschade!" sagte Eva zu der Freundin, als er gegangen war. „Ich hatte mich so auf den Abend gefreut. Aber du hast ihn gekränkt vorhin mit deinem Tadel."

Fräulein Antonie Ortel hob die breiten Schultern bis beinahe zu den Ohrläppchen hinauf. „Möglich," bemerkte sie gleichmütig. „Vielleicht hat er auch ein Rendezvous irgendwo."

Eva Zöllner wechselte die Farbe. „Glaubst du?" fragte sie erregt.

„Weshalb nicht?" erwiderte die Freundin lässig.

„Weil —"

„Weil er dir den Hof auch macht, meinst du?"

„Du bist abscheulich, Toni! Wie kannst du so etwas sagen?"

„Weil ich es sehe, Kind."

„Ach, geh! Wie sollte er dazu kommen?"

Toni Ortel sah sie mitleidig und spöttisch an. „Es

wäre mir lieber, wenn du nicht Verstecken mit mir spielen wolltest, Ev!“ seufzte sie darauf.

„Du bist komisch, Toni!“

„Und du verliebt, Kleine!“

„Nicht ein bißchen!“

„Nein, leider bis über beide Ohren!“

„Wie schlecht du sein kannst!“ zürnte das rotgewordene Mädchen.

„Sei ehrlich, Ev. Wenn er dich bäte, würdest du nicht lieber heute wie morgen seine Frau?“

„Er kann ja gar keine Frau gebrauchen!“ lachte Eva Zöllner. Aber es klang merklich gezwungen. „Er geht ja nach Rom!“

„Ganz richtig, Kind. Deshalb tun wir auch gut, uns nichts einzubilden, was nachher nur Herzweh macht, und ihm lieber die paar Wochen hübsch aus dem Wege zu gehen, die er noch hier herumflunkert. Oder hast du etwa Lust, ihm eine letzte holde Erinnerung an München zu werden?“

Eva Zöllner sagte nichts und sah still vor sich nieder. Aber langsam, ganz langsam füllten sich ihre schönen braunen Augen mit zwei großen, funkelnden Tränen, die ihr dann plötzlich über die feingeformten, weichen Wangen rollten, just als die Kapelle das Lied aus dem „Obersteiger“ intonierte, dessen Refrain damals auf allen sangeslustigen Lippen lebte. Natürlich fanden sich auch auf dem Löwenbräukeller begeisterte Seelen, die es sich nicht nehmen ließen, gefühlvoll mitzubrummen:

„Sei nicht bös, es kann ja nicht sein,
Sei nicht bös und schick dich darein,
Sei nicht bös und mach kein G’sicht,
B’hüt dich Gott, b’hüt dich Gott, vergiß mein nicht!“

Das hatte gerade gefehlt, das Maß ihrer Verstimmung zum Überlaufen zu bringen. Hastig raffte sie ihre Päckchen zusammen und stand auf, es der Freundin überlassend, sich mit der Kellnerin ins Einvernehmen zu setzen. Draußen wartete sie, bis Toni kam. Aber auf dem langen Heimweg sagte sie weder ja noch nein, wie lebhaft ihre Begleiterin auch bemüht war, ihre Gedanken abzulenken. Die jäh emporgesprossene Neigung zu Franz Bergmüller hatte schon zähere Wurzeln, als Antonie Ortel es vermutet hatte.

Erst vor ihren Zimmertüren brauchten sie einander „Gute Nacht" zu sagen, da sie im gleichen Hause wohnten.

„Bist du mir bös, Everl?" flüsterte Toni, ihre derbe Stimme zu einer komisch klingenden und doch rührenden Weichheit zwingend.

„Gar nicht. Es tat nur ein bißchen weh."

„Aber es war nötig."

„Ich glaube nicht einmal. Es wär' wohl auch so vorübergegangen. Meine wirkliche Liebe gehört immer noch der Kunst. Ich werde von morgen ab doppelt eifrig arbeiten. Vielleicht komm' ich auch noch einmal auf die Höhe. — Gute Nacht, Toni!"

„Gute Nacht, Kind!" sagte Toni und küßte in einer Anwandlung scheuer Zärtlichkeit der Kleinen die Stirn. „Armes Hascherl!" dachte sie dabei. „Auch das wirst du noch verwinden müssen! Aber darüber mag dir die Augen ein anderer öffnen!"

— — — — — — — — — — — — —

Franz Bergmüller hatte nicht den Mut, den Murillosaal wieder aufzusuchen. Aber Eva Zöllner traf ihn nach ein paar Tagen, in denen sie tapfer am Werke gewesen und ihres Kummers Herr geworden war, auf dem Postamt in der Residenzstraße, wo sie Geld von

daheim in Empfang nehmen sollte. Er hatte Briefmarken gekauft und öffnete gerade die Ausgangstür, als sie über die Schwelle trat.

„Wie geht's Ihrem Freunde Murillo?" fragte er nach kurzer Begrüßung mit etwas beklommener Lustigkeit, da er nicht wußte, was Fräulein Örtel von ihrem Gespräch mit ihm weitergegeben hatte.

„Morgen hoffe ich fertig zu werden," entgegnete sie. „Wollen Sie das Bild noch einmal ansehen? Oder macht Ihnen das zu viel Mühe, Herr Bergmüller?"

„Durchaus nicht!" rief er, wärmer werdend. „Ich wär' schon gestern gekommen, wenn — wenn es nicht so kannibalisch heiß gewesen wäre! Na, Gott sei Dank, in ein paar Tagen bin ich auch so weit!"

„Und dann geht's nach Rom?" fragte sie mit einem leisen schwärmerischen Unterton.

„Gewiß," antwortete er.

„Dann also auf Wiedersehen morgen!" verabschiedete sie sich, ihm die Hand reichend.

Er drückte sie herzhaft. Als aber die Malerin im Gebäude verschwunden war, hielt ihn ein heißes Gefühl in der Nähe fest, wie unsinnig seine warnende Vernunft dieses Fortspinnen einer Zufallsbegegnung auch fand.

So kam es, daß er fünf Minuten später an ihrer Seite über den Max Josephs-Platz schritt, den sie kreuzen mußte, um in die Talstraße zu gelangen. Dort wollte sie ihre Freundin Toni aus dem photographischen Atelier abholen, um mit ihr gemeinschaftlich nach Schwabing hinauszufahren.

„Wollen wir nicht vorher noch im Hofbräu eine Viertelstunde verplaudern?" bat er.

Sie schüttelte den blonden Kopf energisch. „Toni wartet auf mich," sagte sie.

„So wartet sie eben!" meinte er unmutig. „Ich glaube, Sie haben sich törichterweise von ihr unter den Pantoffel kriegen lassen."

„Durchaus nicht. Aber ich möchte Wort halten! Ich habe niemand sonst weiter in München, der sich um mich bekümmert," erklärte sie ernst.

Er suchte eine Weile nach Worten. Endlich sagte er leichthin, aber doch mit einer heimlichen Spannung im Herzen: „Schade, daß wir uns so spät kennen gelernt haben, Fräulein Eva!" Und als sie darauf nichts hervorbrachte als ein leises heimliches Seufzen, das seinen scharfen Sinnen jedoch nicht entgangen war, klagte er hinterdrein: „Ach, daß man nicht reich und unabhängig ist!"

„Und was wäre dann?" erkundigte sie sich etwas unvorsichtig, und ihr Herz klopfte lebhafter.

„Dann würde ich Sie mitnehmen nach Rom, Eva!" rief er halblaut, und seine Augen glänzten leidenschaftlich.

Aber ihr sensibles Seelchen vermißte in dieser Antwort, die noch dazu nur von phantastischen Voraussetzungen ausging, den leisen Grundton echter Werbung, der ihr nach dem Gespräch mit Toni auf dem Löwenbräukeller doppelt wohlgetan hätte. Und so sagte sie kühler, als ihr's ums Herz herum war: „Dazu gehören doch wohl zwei!"

„So gingen Sie nicht mit?" fragte er erstaunt.

„Wie käme ich dazu?" antwortete sie herb.

„Aber, Everl," flüsterte er voll verhaltener Glut, „Sie wollen nicht gemerkt haben, wie innig ich Sie liebe? Sie —"

„Bitte, kein Wort weiter, Herr Bergmüller. Sie haben sich wie ich selber der Kunst geweiht. Daneben hat anderes nicht viel Raum, wenigstens nicht in meinem

Herzen. — Und ich denke, es muß auch ähnlich in dem Ihrigen sein. Zum Heiraten taugen wir beide nicht. Wir können keine Fesseln brauchen, die uns nur hindern würden, vorwärts zu kommen."

„Ach, Everl," seufzte er beklommen, „ich hätte nicht geglaubt, daß Sie so vernünftig sein könnten! Nun hab' ich Sie fast noch einmal so lieb! Und wenn ich wüßte, gewiß wüßte, daß wir nicht allzu hart mit den elenden Sorgen des Lebens zu kämpfen hätten, bei Gott, ich ließe Rom Rom sein und —"

„Das wäre der helle Wahnsinn!" unterbrach ihn ihr Mund hastig, aber ihr junges Herz pochte so stürmisch wie nie in ihrem Leben. Und wenn er ihr jetzt auf offener Straße um den Hals gefallen wäre und ihr mit einem Kuß die Lippen verschlossen und jedes Opfer gefordert hätte, sie wäre ihm willenlos gefolgt.

Er aber sagte, von ihrem Einwurf merklich abgekühlt: „Sie haben recht, Eva. Die Kunst ist höher als das Leben."

Zwar rief eine heimliche Stimme in ihr, die allerdings nur ein Echo tonischer Weisheit war: „Ein rechtes Leben ist auch eine Kunst!" — aber noch vor kurzem hatte sie selbst das als ein Philisterwort verlacht. Sie hätte es schon deshalb nicht über die Lippen gebracht. Ihr scheues Mädchentum kam da gar nicht in Frage.

Sie waren inzwischen vor dem Hause angelangt, das in großen goldenen Lettern über dem Erdgeschoß das Atelier des „Kunstphotographen" Eberhard Trümpelmann anzeigte.

Eva Zöllner reichte dem Maler die Hand. „Und wenn Sie einen rechten Erfolg gehabt haben, so schreiben Sie uns!" sagte sie herzlich. „Nicht wahr, das werden Sie nicht vergessen?"

„Ganz sicher nicht," entgegnete er. „Ich hoffe aber auch von Ihnen zu hören. Nur tapfer vorwärts, liebes Fräulein Eva! Droben auf der Höhe sehen wir uns schon wieder!"

Dann schüttelten sie sich noch einmal kräftig die Hände und sahen sich dabei mit wehmütiger Fröhlichkeit in die Augen.

Das war ihr Abschied. Denn Franz Bergmüller hielt es für gescheiter, sich die Murillokopie Fräulein Zöllners nicht noch einmal anzusehen. Er malte sein Altarbild für Binsenhofen in erhöhter Eile fertig, nahm sein Honorar von der für Kunst und Künstler schwärmenden Gönnerin in Empfang und dampfte nach Rom.

Noch am Tage vor seiner Abreise hatte er den Antrag eines großen Verlegers, der ihn als Illustrator mit einem hübschen Jahresgehalt engagieren wollte, dankend abgelehnt. Er wollte sich treu bleiben und der Kunst gehören, die „höher ist als das Leben".

* * *

Heinz Potter, der Romenthusiast, sorgte dafür, daß sein in der Tiberstadt gelandeter Freund nicht so bald dazu kam, sich in der Kunst praktisch zu betätigen. Er hatte eben eine Schaffenspause zu überwinden, während der seine Phantasie stockte, und sein Wille zur Arbeit erschlafft war. In solchen Wochen war er ein prächtiger Cicerone, der in allen Tempeln und Villen, Museen und Kirchen, Gärten und Parken Bescheid wußte, der die besten Osterien kannte, den köstlichsten Frascatiwein und die glutäugigsten Schenkinnen dazu. Und mit dieser Wissenschaft ausgerüstet, zog er den Freund in einen endlosen Wirbel von Vergnügungen, so daß Franz Bergmüller schon aus diesem

Grunde nicht dazu kommen konnte, von seinen künstlerischen Erfolgen nach München zu berichten.

Als er dem Sybaritenleben endlich nach einem energischen Anlauf entronnen war und sich in dem kleinen Atelier, das ihm der Freund neben dem seinigen gemietet, auf sich selbst besann, waren glücklich ein paar Monate ins Land gegangen, und über München jagten die Herbststürme.

Mit einem leisen Gefühl der Beschämung dachte Franz Bergmüller daran und ging nun um so frischer ans Werk. Er hatte vor kurzem einen Bauern in der Nähe des Kapitols getroffen, der mit zwei Gänsen, die er ausspielen wollte, die Straßen durchzog und einem bunten Publikum von Kutschern, Hirten, Arbeiterinnen und Müßiggängern Lose zu dieser Lotterie für wenige Centesimi anbot. Das widerspenstige Gebaren der armen Langhälse, deren Ahnen einstmals das herübergrüßende Kapitol gerettet hatten, die gleichmütige Ruhe des geschäftsfrohen Landmannes mit seinen Losen, die lebhaften Gruppen der Gewinnsüchtigen, sowie nicht zuletzt das heimliche Hetzen der Tiere durch ein paar übermütige römische Straßenjungen waren ihm so reizvoll erschienen, daß er beschlossen hatte, die Szene im Bilde festzuhalten. Er warb sich Modelle und skizzierte. Tagein, tagaus gönnte er sich nicht Rast. Immer weiter gedieh die Lösung der Aufgabe, die ihm ein günstig scheinender Zufall gestellt. Und doch empfand er nicht die volle ungetrübte Befriedigung darüber, die er sich erträumt hatte. Das Bild gefiel ihm nicht, je weiter er damit kam. Heimlich beobachtete er die Freunde, die ihn aufsuchten. Hinter einem Teppich studierte er wohl gar ihre Mienen, wenn sie vor seine Leinwand traten, und jedes leise Achselzucken, jedes kaum merkbare Kopfschütteln gab ihm einen Stich ins Herz.

Heinz Potter, der nicht gern jemand wehe tat, am allerwenigsten einem Freunde, wollte ihm zwar die Grillen ausreden. Jeder sähe eben mit seinen Augen, sagte er, und so könne er's auch nur wiedergeben. Aber Franz merkte trotzdem, daß auch in ihm mancherlei Bedenken lebten. Auf die Höhe kam er mit seinem Gänsebauern ganz gewiß noch nicht.

Als dieses Gefühl des Mißtrauens gegen sich selbst ärger wurde, griff er zu anderen Plänen, kam aber immer wieder auf das erste Bild zurück und zersplitterte so langsam sein Wollen und Schaffen, ohne dabei vorwärts zu gelangen. Kleine Skizzen, die er ab und zu an den Mann brachte, hielten ihm die größte Not vom Leibe. Aber langsam schwand ihm die einstige Lust an der Arbeit, und auch nach absichtlichen Bummelpausen fühlte er sich nicht schaffensfreudig, wie das sonst der Fall gewesen war.

Endlich hatte er den letzten Pinselstrich getan und das Bild auf die Ausstellung geschafft. Der Erfolg war nicht gerade entmutigend. Die Kritik fand manches zu loben an der Frische der Idee, der Sicherheit der Zeichnung, aber sie sang auch das alte Lied, das ihm schon in München reichlich Verdruß bereitet hatte, von der Kraftlosigkeit seiner Farbengebung. Und er hatte gerade diesen Fehler nach Kräften zu vermeiden gesucht.

Für lange Zeit nun war ihm der Mut zu neuem Anlauf genommen. Endlich jedoch raffte er sich von frischem auf und schuf ein neues Bild. Zwei Hirten aus den Sabinerbergen, Vater und Sohn, die vor ihrer Hütte sitzen und ihre Lumpengewänder flicken, während ein Prachtkerl von einem Campagnabübchen einer Gruppe von Touristen den Weg nach Rom zeigt. Im Hintergrunde die schneebedeckten Höhenzüge des Soracte, weiterhin der Monte Cavo, der in schön-

geschwungenen Linien gegen die Meeresküste zu abfällt. Der Himmel in sattem Blau.

Auch das geriet herrlich in der zeichnerischen Anlage. Als er nun aber in der farbigen Ausgestaltung weiter und weiter kam, schüttelten die Freunde die Köpfe noch viel ärger als im Vorjahre. Er war ins Extrem gefallen, von dem Wunsche beseelt, diesmal alles so satt wie möglich zu malen, und schuf nun eine Landschaft, so unharmonisch bunt, daß sich Heinz Potter heimlich entsetzte.

Ein derber Ostpreuße war es, der dem Maler die Augen öffnete, indem er lachend erklärte: „Das wird ein Plakat, lieber Bergmüller, aber kein Bild!"

Da merkte er, daß ihm zum vollen Künstler etwas Geheimnisvolles mangle, daß seinen Augen Farbennüancen verschlossen blieben, die für andere vorhanden sein mußten, oder doch in anderer Wirkung zu seiner Erkenntnis kamen wie den Freunden, und daß auch das heißeste Mühen diese Lücke seines Talentes nicht ausfüllen würde.

Unmutig verschwendete er seitdem seine schöne Zeit in der abwechslungsreichen Stadt mit tausend unnützen Dingen. Ohne Begeisterung arbeitete er eben so viel, um existieren zu können, und ward im übrigen ein übellauniger Grillenfänger, der mit dem Leben vorderhand nichts Rechtes mehr anzufangen wußte. Seinen kühnen Hoffnungen von einst hatte er längst Valet gesagt, und doch hatte er nicht Energie genug, nach Deutschland zurückzugehen, um dort den Teil seines Könnens zu verwerten, den man zu allen Zeiten an ihm gerühmt hatte.

Durch Zufall fiel ihm eines Tages im Café eine Zeitung in die Hände, in der er das Preisausschreiben eines großen Berliner Handlungshauses für eine Reihe

von Plakaten las. Eine bittere Erinnerung an das Wort des Ostpreußen stieg in ihm auf. Dann, wie zum Trotz und Hohn gegen seine einstigen Ideale, faßte er plötzlich den Gedanken, sich zu beteiligen. Es war seiner eigenen spöttischen Bezeichnung nach eine „Kateridee", die er auf den Karton warf und mit einem Kennwort einsandte; aber er erlebte es, daß sein Entwurf mit dem ersten Preise ausgezeichnet wurde. Mit bittersüßem Lächeln nahm er Kenntnis von diesem seltsamen Erfolg.

Und doch wurde er ihm zum Segen. Zunächst überschlich ihn freilich jene falsche Scham, die, aus törichten Vorurteilen geboren, sich mit einer Betätigung auf anderem als rein künstlerischem Gebiete entwürdigt wähnt. Deshalb nahm er schnell Abschied von Rom. Er wollte nicht abwarten, bis sein Name in den Zeitungen als Preisträger in dieser Konkurrenz auftauchte, weil er die Glückwünsche der anderen fürchtete. Außerdem aber hatte der Chef jenes Handelshauses in dem benachrichtigenden Briefe den Wunsch geäußert, mit ihm näher in Verbindung zu treten, und ihn eingeladen, nach Berlin zu kommen. Da er des römischen Bummellebens längst herzlich müde geworden war, und ihn schattenhafte Vorstellungen von einer neuen Lebensführung mit weniger hohen Zielen, aber auf soliderer Basis umschwebten, so tauchte er eines Tages in Berlin auf.

Es war nicht gerade verführerisch, was der praktische Großkaufmann von ihm wünschte. In seinem Riesengeschäft existierte nämlich ein ganzes Bureau für nichts weiter als Reklame. Dort wurden Entwürfe für Anpreisungen der verschiedenen Handelsartikel hergestellt, begutachtet, geändert oder verworfen, die für den Anzeigenteil großer Zeitschriften bestimmt waren,

oder in der Eisenbahn die Augen auf sich ziehen, oder an großen freien Hauswänden prangen sollten. Für dieses Bureau nun suchte der Kaufmann einen Mann von „Geschmack und Dispositionsvermögen“. Einen artistischen Reklamechef übersetzte sich Franz Bergmüller das bitter im stillen. Aber da er im letzten Jahre Schulden in Rom gemacht hatte und sie gern los werden wollte, überdies auch die Nachmittage zu seiner eigenen Verwendung behalten sollte, so entschloß er sich kurz und nahm die sehr gut bezahlte Stellung an. Den eigentlichen Künstler hatte er ja doch ausgezogen.

* * *

Von diesem Tage an war er ein Kind des Glückes. Er bekam Nebenaufträge auf dem einmal betretenen Gebiet. Er betätigte sich mit Erfolg als Illustrator. Er fing an zu radieren und erregte damit Aufsehen. Seine Schulden konnte er schon im ersten Vierteljahre tilgen, ohne sich irgendwelche materiellen Entbehrungen auferlegen zu müssen. Langsam söhnte er sich nicht nur mit dem „Schritt nach unten“ aus, der ihn an die Ufer der Spree geführt hatte, sondern das Gefühl einer gesunden Dankbarkeit wurde in seiner so verbittert gewesenen Seele mächtig und brachte ihm Heiterkeit und Lebensfreude zurück.

Wer ihn in seiner Tätigkeit als Leiter des geschilderten Bureaus beobachtete, hätte in ihm den Misanthropen von Rom nicht wiedererkannt. Mit weltmännischer Gewandtheit erledigte er seine Aufgaben, von seinen Zeichnern mit höchstem Respekt betrachtet, zum Teil sogar schwärmerisch verehrt. Dabei war er streng in seinen Forderungen und unverdrossen in der Überwachung der von ihm verteilten Arbeiten. Er tauchte im Atelier auf, wenn man ihn in der Druckerei

vermutete, und kontrollierte selbst die Malerjünglinge auf ihren Gerüsten, wenn sie beschäftigt waren, die von ihm gut geheißenen Entwürfe auf die weithin leuchtenden Giebelwände zu übertragen.

Dabei überkam ihn manchmal ein Lächeln. Wohl hatte er früher daran gedacht, auf ähnlichen Gerüsten einmal den Pinsel zu schwingen. Al fresco wollte er mächtige Treppenhäuser und Saaldecken von Museen oder Palästen mit den Gestalten seiner Phantasie bevölkern. Statt dessen kletterte er nun an den weißen Wänden öder Mietskasernen empor, um grelle Schweizerlandschaften, von mittelmäßigen Handwerkern gekleckst, auf die Wahrscheinlichkeit ihrer Perspektive zu prüfen, oder das allzu giftige Grün einer mächtigen Palmengruppe mildern zu lassen.

Aber das anfängliche Gefühl der Beklommenheit, das sich manchmal zu nagender Selbstverachtung gesteigert hatte, war endgültig niedergekämpft. Er hatte sich wiedergefunden und wußte nun, daß auch ein Weg, der von Rom wegführt, seinen Segen haben könne. Nur wenn er an München dachte und an die blonde Malerin, an die er nicht ein einziges Mal geschrieben hatte von Rom aus, obgleich ihre anmutige Schönheit noch häufig durch seine Träume gegangen war, packte ihn ein jähes Mißbehagen.

Ob sie erfahren hatte, wie kläglich er in Rom gescheitert war? Oder ob sie aus seinem beharrlichen Schweigen nur den Schluß zog, daß er sie im Rausche römischer Freuden einfach vergessen habe? Und was war aus ihr selbst geworden? Keine Zeitungsnotiz hatte je von ihr geplaudert; auch in den Ausstellungsberichten war ihr Name nie erwähnt worden. War sie noch in München? Mühte sie sich noch mit Pinsel und Palette, kunstfreundlichen Leuten Kopien von Meister-

werken zu schaffen? Oder war sie nach ähnlichen Enttäuschungen, wie er sie erlebt, in irgend einem stillen Ehehafen gelandet? Vielleicht hatte ihre häßliche, aber treue und zuverlässige Freundin dafür gesorgt, denn auf die ersehnte Höhe, von der sie in jenen glücklichen Münchener Tagen mit ihrem törichten Überschwang gleich ihm phantasiert hatte, war sie sicher ebensowenig gelangt wie er. Toni Örtel hatte das damals schon gewußt. Toni Örtel war überhaupt ein gescheites Mädel gewesen, auf deren Rat er wohl hätte hören dürfen. Aber aus den Erfahrungen anderer lernen wir immer nur, was uns behagt. Schmerzen, die uns nicht selber brennen, läutern uns nicht.

Solche und ähnliche Gedanken beschäftigten ihn manch liebes Mal. Und dabei stand Evas süßes, feines Gesicht in unvergänglichem Jugendliebreiz immer deutlich vor seinen Augen, ohne daß er es nötig gehabt hätte, sein Gedächtnis an den kleinen Münchener und römischen Skizzen von ihr aufzufrischen. Auch wenn die mehr oder weniger verblümte Frage der Heiratsstifter von Beruf oder Passion an ihn herantrat, ob er es denn wirklich für ersprießlich halte, einsam und freudlos durchs Leben zu gehen, drängte sich Eva Zöllners lächelndes Blondköpfchen wie aus weiter Ferne über alle die ihm vorgeschlagenen Partien her und bewirkte es mit diesem so kindlich frohen Lächeln, daß er allen Sturmläufen auf Herz und Hand gleichmütig widerstand. Immer klarer wurde es ihm, daß er nicht Ruhe finden würde, ehe er sie wiedergesehen habe.

So beschloß er endlich, seinen nächsten Urlaub in München zu verbringen, um dort zu erfahren, wohin der Wind des Schicksals die beiden Mädchen getrieben.

Schon hatte er den Tag seiner Abreise festgesetzt und den Plan überdacht, den er auf dem alten, ihm

so vertraut gewesenen Münchener Pflaster befolgen wollte, um zu einem Resultate zu gelangen; mit Umsicht förderte er Anschläge und Entwürfe in dem ihm unterstellten Bureau, damit er für ein paar Wochen glatt entbehrlich wurde, und nahm sogar ein paar von seinen Nachmittagen zu Hilfe, die er bisher seiner vornehmeren Privattätigkeit ausschließlich gewidmet hatte.

An einem solchen Nachmittage führte ihn sein Weg in die südliche Friedrichstraße, wo an einer überragenden Wandfläche ein paar Malergehilfen damit beschäftigt waren, eines seiner Reklamebilder in mächtigen Dimensionen auszuführen. Er beobachtete sie vom Asphalt des gegenüberliegenden Bürgersteiges aus und sah dabei, wie unglücklich der Gesichtsausdruck einer weiblichen Figur in der Übertragung ausgefallen war. Entschieden mußte da geändert werden.

Nicht gerade in rosiger Laune machte er sich daran, die Leitern hinaufzuklettern. Als er oben auf dem Gerüst stand, seine Fingerzeige gegeben hatte und nun seine Blicke auf das Gekribbel der so klein erscheinenden Fußgänger, das Gewirr der Dächer, das verborgene Leben der Hinterhäuser und Höfe richtete, überkam ihn ein Gefühl des Respektes vor der bunten Vielseitigkeit des Lebens. Überall war man am Werk. Jeder einzelne kannte seinen Weg und tat seine Schuldigkeit. Alle halfen zu ihrem Teile mit, den Wohlstand des Vaterlandes zu fördern und die Riesenfamilie der Mutter Germania zu ernähren. Dieses große gewaltige Leben mit seinen unendlichen Verzweigungen war doch in seinem wie ein kleines feines Uhrwerk geregelten Verlauf überwältigend. Und ein leises, der einstigen Selbstüberschätzung spottendes Lächeln legte sich um seine Lippen, als ihm das Wort

dabei durch die Gedanken huschte, das er in München einmal gesprochen: Die Kunst ist höher als das Leben!

Sein Blick fiel auf die Riesenfenster eines Ateliers, das in der obersten Etage des Nachbarhauses errichtet war. Irgend ein Sonnenstrahl löste dort goldene Reflexe auf einem Menschenhaupte aus, die ihn unbewußt anzogen. Das war das Blond, das ihn so oft elektrisiert hatte. Ein unsagbar reizvolles Blond für ihn. Auch Eva Zöllner hatte es gehabt und genau so, in zwei dicken Kranzflechten, hatte es ihr auf dem Hinterkopf gelegen damals, als er sie das erste Mal gesehen hatte in der alten Pinakothek.

Jetzt hob der Blondkopf langsam die Stirn und schaute mit einem Paar träumerischer brauner Augen über den Rahmen fort, auf den eine zu retuschierende Photographie gespannt war.

Franz Bergmüller wurde blaß und griff hastig nach einer der Gerüststangen. Sein Herz klopfte und seine Lippen zitterten vor Erregung. Narrte ihn ein Spuk oder war es Wirklichkeit, was ihm dieser Augenblick bescherte? Das konnte niemand anderes als Eva Zöllner sein! Ihr süßes Gesicht war noch ganz so lieblich wie ehemals, nur der geistige Ausdruck darin war reifer und feiner geworden.

Und sie retuschierte Photographien! Welch böse Stürme mochten dazu gehört haben, sie in diesen Nothafen zu verschlagen! Ein heißes Mitleid und eine freudige Rührung zugleich überflutete ihn, als er sie so wiedersah.

Ihre Augen blickten mechanisch zu ihm auf. Da lüpfte er den Hut, frohbewegt und doch ehrerbietig, und nickte ihr zu. Aber sie erkannte ihn nicht und sah fort, als ob sie den Gruß nicht bemerkt hätte.

„Fräulein Zöllner!“ rief er darauf halblaut hinüber. „Sind Sie's auch wirklich?“

Jetzt stand sie auf, und ihre Hand griff nach dem Herzen. Aus dem Klang der Stimme war ihr eine jähe Ahnung gekommen, wer da von luftiger Höhe zu ihr herübersprach, so unfaßbar und rätselhaft sie das auch bedünken mochte. Sie sprach ein paar Worte zu jemand, der hinter ihr beschäftigt sein mußte, und sogleich öffnete eine Hünin von Gestalt eines der großen Klappfenster, ein grobzügiges weibliches Antlitz mit straffgekämmtem Haar darüber schaute heraus und rief in einer Klangfarbe, daß sich die Spatzen ringsum in wilder Flucht verzogen: „Jesses — Jesses, das ist wahrhaftig der Bergmüller! Wie kommen Sie denn so hoch hinauf?“

Er lachte und wurde ein bißchen rot dabei. „Mir scheint, wir sind alle drei mächtig in die Höhe gekommen!“ sagte er dann. „Aber wenn Sie nichts dagegen haben, komme ich auf einen Sprung zu Ihnen, um Ihnen beiden erst einmal die Hände zu drücken. Ihr Chef wird schon nichts dagegen haben.“

„Der Chef freut sich wie wir, Sie willkommen zu heißen! Da steh' ich Ihnen gut dafür!“ sagte vergnügt Fräulein Toni. „Der bin ich nämlich selber!“

Eilig stieg er hinab und in dem Nachbarhause die fünf Treppen hinauf. Den vorhandenen Fahrstuhl übersah er gänzlich in seinem herzklopfenden Eifer. Die Tür aber stand weit geöffnet und in ihrem Rahmen die beiden ehemaligen Münchener Malerinnen, um die er ohne diesen wunderlichen Zufall beinahe hinunter ins Bayerland gefahren wäre.

„Also sind Sie nicht mehr in Rom?“ fragte, ihm die Hand schüttelnd, Fräulein Antonie Örtel, laut

Firmenschild Inhaberin des photographischen Ateliers Becker & Schmidt.

„Wie Sie nicht mehr in München," entgegnete er, den Druck herzlich erwidernd. Aber dann hatte er auch schon beide Hände Eva Zöllners ergriffen und sah ihr mit einem so warmen Blick in das rotüberhauchte Antlitz, daß Toni Ortel ein heimliches Schmunzeln nicht unterdrücken konnte.

Er trat näher in den eleganten Empfangsraum und setzte sich in einen der kühlen lederüberzogenen Diplomatenstühle. Eva ihm gegenüber. Der „Chef" verschwand, um eine „Stärkung" zu holen. Keines von beiden sagte ein Wort.

Endlich raffte sich Eva auf und begann mit niedergeschlagenen Augen ganz verzagt: „Ich bin nichts geworden, Herr Bergmüller. Rein gar nichts!"

„Aber geblieben!" entgegnete er fröhlich.

Sie beachtete den Zwischenruf nicht, sondern fuhr fort: „Und doch habe ich mich ehrlich gequält. Sie dürfen es mir glauben. Aber mein Talent war nur ein Talentchen, eine Dutzendbegabung, die lange nicht ausreichte, auf die Höhe zu kommen, auf der wir uns wiedersehen wollten. Es waren grausame Stunden, in denen mir das klar wurde. Und hätt' ich die Toni nicht gehabt in der bitteren Zeit, als ich dahinter kam, daß alle Aufmunterung, alles Lob nur schnöde Hinterlist war, mich zu betören — ich lebte vielleicht nicht mehr! Wenn ich nun auch nur zu einer Gehilfin bei der praktischen Toni heruntergestiegen bin, so empfinde ich doch eine unendliche Dankbarkeit gegen sie, die mich so treu behütet hat, wie eine Mutter es nicht besser hätte tun können. Und darum bitte ich Sie herzlich, wenigstens in ihrer Gegenwart nicht absprechend über meinen neuen Beruf zu urteilen, der ja auch der ihrige ist."

„Wie sollte ich dazu kommen?“ fragte er voll Wärme.

„O, ich weiß wohl, wie man in Ihren Kreisen über uns denkt!“ antwortete sie beklommen.

„In meinen Kreisen?“ meinte er nachdenklich. „Meine Kreise sind auch Ihre Kreise, Fräulein Eva. Auch ich bin der hehren Kunst untreu geworden, weil es nicht langte, die bekannte Höhe zu erreichen. Auf welche Höhen mich das Schicksal dafür manchmal stellt, haben Sie ja gesehen. Aber ich bin keinen Augenblick darüber gekränkt mehr, schon seit vielen Monaten nicht, denn ich habe dabei erkennen gelernt, daß über aller Kunst doch ein rechtes Leben steht, so hoch ich auch die Unerreichbare schätze. — Das freilich hätt' ich nicht geahnt, daß mir auf dieser ‚Höhe‘ das Köstlichste und Liebste, was mir das Leben noch einmal bescheren konnte, begegnen würde. Denn diesmal lasse ich dich nicht, Eva. Ich war drauf und dran, dich zu suchen in der großen Malerstadt an der Isar, weil ich dich nicht vergessen konnte. Nun bist du in Berlin, wärest jeden Tag für mich erreichbar gewesen, und ich habe sie alle versäumt, die schönen, unwiederbringlichen Tage, weil ich im Grunde meines Herzens nicht gescheiter war als du und mich meiner ehrlichen Arbeit von heute vor dir schämen zu müssen glaubte. Tempi passati! Wir fangen einen neuen Kalender an, wenn du den Mut hast, deine Stellung hier zu kündigen und Frau Bergmüller zu werden! Und wir wollen so glücklich sein, wie kein Malersmann es je gewesen ist mit seinem Weibe, vom seligen Apelles angefangen!“

Er war aufgestanden und hielt ihr seine Hände hin.

Sie faßte sie herzhaft und legte dann erglühend ihr blondes Haupt an seine Brust. „Ich will!“ flüsterte sie innig.

Unter der Portiere des Nebengemachs erschien

Fräulein Toni mit einer Flasche Rheinwein und nickte bedeutsam mit dem Kopfe. Ihre Wachtmeisterstimme aber schrie: „Ja, was heißt denn das, Fräulein Zöllner? Sie wissen doch, daß ich in meinem Geschäft keine Liebesgeschichten dulde?“

Darauf lachten sie alle drei in Heiterkeit, Freude, Rührung.

Und dann feierten sie Wiedersehen — auf der Höhe.





Um Ehre und Leben.

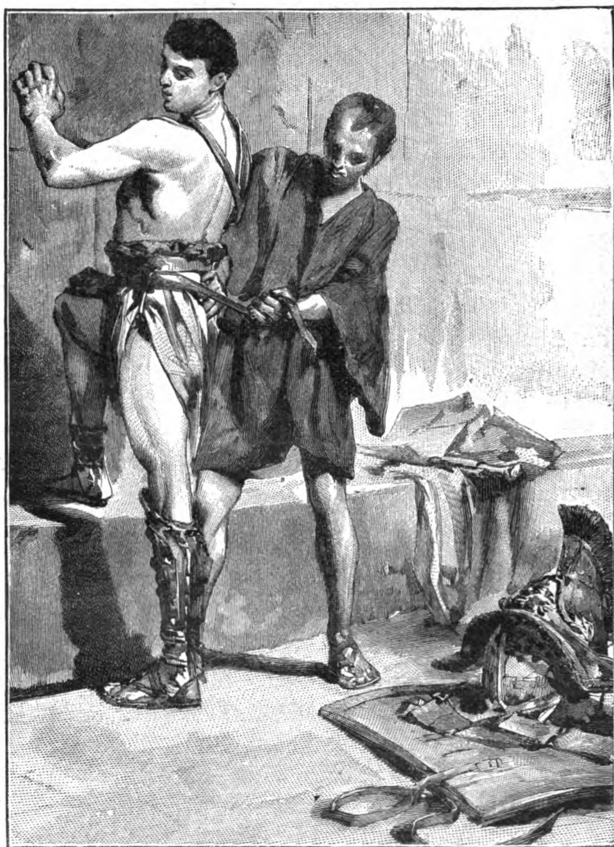
Zur Geschichte des Zweikampfes. Von W. Helmuth.

Mit 11 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Eine starke, von religiösen und sittlichen Motiven geleitete Bewegung gegen den Unfug des Duells macht in unseren Tagen viel von sich reden. Einsichtige und vorurteilsfreie Männer gerade jener Stände, deren Angehörige noch immer einen besonderen Ehrbegriff für sich in Anspruch nehmen und bei der Verteidigung dieser ihrer Sonderehre auf das von dem Geiste jeder modernen Gesetzgebung streng verneinte Recht der Selbsthilfe nicht verzichten zu können glauben, haben sich zusammengetan, um durch den Druck der öffentlichen Meinung zu erzwingen, was durch gesetzliche Strafbestimmungen bis zum heutigen Tage nicht vollständig erreicht werden konnte.

Es wäre unzweifelhaft als ein wirklicher Kulturfortschritt zu begrüßen, wenn es ihren Bemühungen gelänge, eine auf rohe und einseitige Auffassung männlicher Tugenden gegründete, im eigentlichen Sinne überlebte Anschauung ganz allgemein mit dem Makel der Torheit und Lächerlichkeit zu behaften, denn nur auf solche Art wird man die Unsitte des Zweikampfes wirksam bekämpfen und zum Schwinden bringen können.

Erst wenn überall die Überzeugung Wurzel gefaßt hat, daß das Duell nicht nur das brutalste, sondern auch das



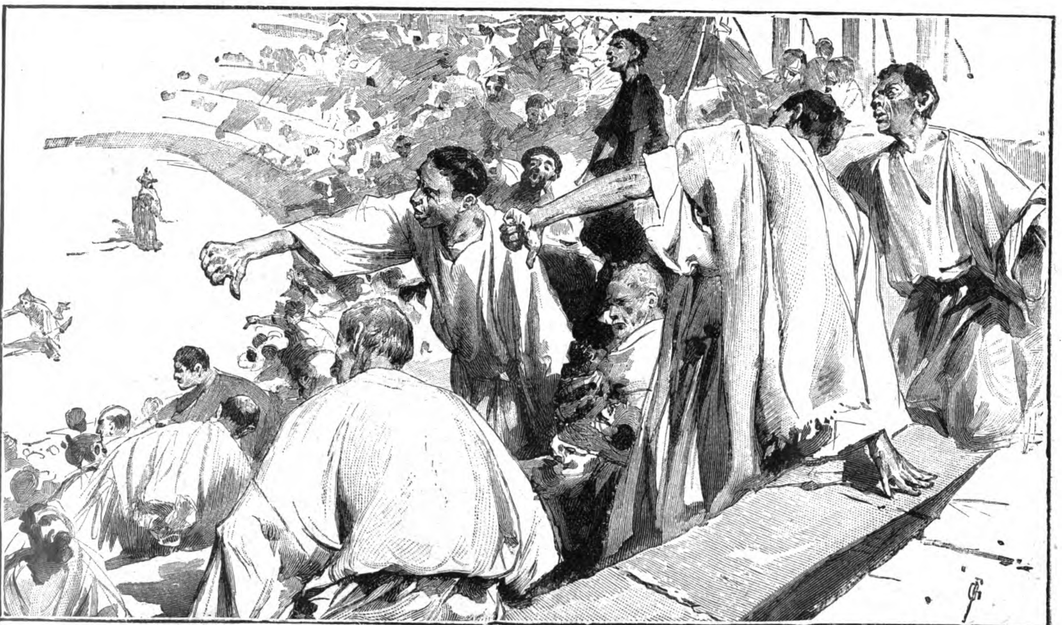
Gladiator, sich zum Kampf rüstend.

unsinnigste und unzuverlässigste Mittel ist, erlittenes Unrecht zu sühnen oder eine beleidigte Ehre wieder=herzustellen, und daß es überdies in weitaus den meisten

Fällen ungleich weniger persönlichen Mut erfordert, als ein mit gesetzlich und moralisch zulässigen Waffen geführter Kampf um Recht und guten Namen — erst dann wird niemand mehr der oft so lockenden Versuchung unterliegen können, seine Rachegelüste mit Degen oder Pistolen zu befriedigen oder die Vorwürfe seines Gewissens durch eine wohlfeile Preisgabe seiner Persönlichkeit zum Schweigen zu bringen.

Auf nichts anderes ja lief es von jeher bei dem um der „Ehre“ willen ausgefochtenen Zweikampf hinaus, und das waren immerhin noch nicht die schlechtesten unter den Motiven, die zu den verschiedensten Zeiten und bei den verschiedensten Völkern Mann gegen Mann im Kampfe auf Tod und Leben stehen ließen. Gar oft war es nichts anderes als der rein tierische Instinkt der Rauflust, der brutalen Freude an der Betätigung physischer Kraft, der als Beweggrund für den Zweikampf mit tödlichen Waffen genügte — ganz abgesehen von der Unkultur jener barbarischen Zeiten, da eine geringe Entwicklung des Gemeinsinns den einzelnen geradezu zwang, sich Existenz und Ansehen im unvermeidlichen Daseinskampfe mit Faust und Waffe zu wahren.

Dem römischen Recht war der Begriff des Zweikampfes aus Gründen des Ehrgefühls, des Duells in unserem Sinne, völlig unbekannt. Was uns Sage und geschichtliche Überlieferung der alten Griechen und Römer von berühmten Einzelkämpfen berichten, waren nur Erscheinungen im Verlaufe kriegerischer Ereignisse, die um der Wichtigkeit der beteiligten Persönlichkeiten willen eine erhöhte Bedeutung gewannen. So der Bruderkampf zwischen Eteokles und Polynikes, den Söhnen des unglücklichen Ödipus, bei der Belagerung von Theben, oder das dreifache Duell der Horatier



Der im Zweikampf Unterlegene wird zum Tod verurteilt.



Mittelalter



hes Turnier.

und der Curiatier im Kampfe zwischen Rom und Alba Longa.

Einen ganz anderen Charakter trugen dagegen jene Zweikämpfe, die der kriegerische Sinn der Römer in Gestalt der Gladiatorenspiele als eine vom Volke leidenschaftlich geliebte öffentliche Belustigung geschaffen. Hier war von irgendwelchen „idealen“ Beweggründen oder Zwecken vollends nicht mehr die Rede. Denn die Kämpfer, die einander im Zirkus vor Tausenden von Zuschauern mit furchtbaren Waffen zerfleischten, gehorchten einem fremden Willen. Sie waren Sklaven und Kriegsgefangene oder arbeitsunlustige, schiffbrüchige Existenzen, die für gute Bezahlung ihr Leben in die Schanze schlugen.

Unter strenger Disziplin und bei einer besonderen Ernährung in eigenen Anstalten für ihren Beruf ausgebildet, leisteten diese Gladiatoren nach den Berichten der zeitgenössischen Schriftsteller an Grausamkeit wie an Todesverachtung alles, was das nach starkem Nervenkitzel lüsterne Publikum nur immer von ihnen verlangen konnte. In so hohem Maße wurden die Gladiatorenkämpfe zu einem Volksbedürfnis, daß unter dem Kaiser Trajan an 123 Tagen nicht weniger als 10,000 Kämpfer in der Arena erschienen.

Da die Menge nach Abwechslung im Schauspiel des Blutvergießens lechzte, hatten sich nach und nach die mannigfachsten Kampfesarten ausgebildet, und die Gladiatoren wurden in der Regel nur für eine von ihnen abgerichtet. Es gab leicht und schwer Bewaffnete — solche, die nur mit einem Armschutz, einem Netz, einem dreizackigen Speer oder einem Dolch ausgerüstet waren und deren Aufgabe darin bestand, den Gegner in die Maschen ihres Netzes zu verstricken, um ihn dann mit dem Dreizack zu töten — solche mit galli-

schen und thrakischen Waffen, mit eisernen Arm- und Beinschienen, gewaltigen Schwertern und Schilden — schließlich auch solche, die ganz in schweren Panzern steckten und von einem Streitwagen oder vom Pferde herab kämpften, wobei es den Reiz der Vorführung für die Zuschauer noch wesentlich erhöhte, wenn die



Germane, den besiegten Gegner tötend

eisernen Visierhelme den Reitern das Sehen unmöglich machten.

Aber es war freilich nicht unbedingt notwendig, daß der Zweikampf der Gladiatoren mit dem Tode des einen von ihnen endete. Dazu bedeuteten sie in der Regel ein zu wertvolles Material für ihren Besitzer. Der durch eine schwere Verwundung niedergestreckte Besiegte pflegte zum Zeichen, daß er sich kampfunfähig fühlte, einen Finger zu erheben und damit an die Entscheidung der Zuschauer über sein Schicksal zu appel-

lieren. War man mit ihm zufrieden gewesen, das heißt hatte er sich im voraufgegangenen Kampfe geschickt und rücksichtslos gezeigt, so bewilligte man ihm zum Zeichen der Anerkennung das Leben. Das kleinste Anzeichen von Feigheit aber besiegelte unwiderruflich sein Geschick. Der nach unten gekehrte Daumen der Zuschauer bedeutete sein Todesurteil. In einer genau vorgeschriebenen Haltung mußte er den Streich empfangen, der ihm den Garaus machte, und seine Leiche wurde gleich dem Kadaver eines getöteten Tieres aus der Arena geschleift.

Gelegentlich, und zwar zumeist als eine Art von spaßhafter Einleitung für den blutigen Ernst, wurden auch Gladiatorenkämpfe mit stumpfen Waffen abgehalten, und es ist anzunehmen, daß auch in den Fällen, wo vornehme Römer oder gar regierende Kaiser in eigener Person sich dem jauchzenden Pöbel im Zirkus als Gladiatoren präsentierten, die Sache nicht gar zu ernsthaft zu nehmen war.

Anders als die auf der Höhe ihrer Kultur dem Untergange geweihten Römer sahen unsere germanischen Vorfahren den Zweikampf an.

In jenen ältesten Zeiten, da das Faustrecht uneingeschränkt regierte, mag es wohl selbstverständlich gewesen sein, daß alle ernsthaften Streitigkeiten mit der Keule, dem Speer oder dem Streithammer, der so wohl geeignet war, des Gegners Schädel auf einen einzigen Streich zu zertrümmern, ausgefochten wurden. Später aber, als die christliche Kirche über die alten Heidengötter den Sieg davongetragen, wurde der Zweikampf als Gottesurteil zu einer von Staat und Kirche gebilligten, mit allerlei Feierlichkeit und feststehendem Zeremoniell umgebenen Einrichtung.

Der Geschädigte oder Beleidigte, sofern er ein

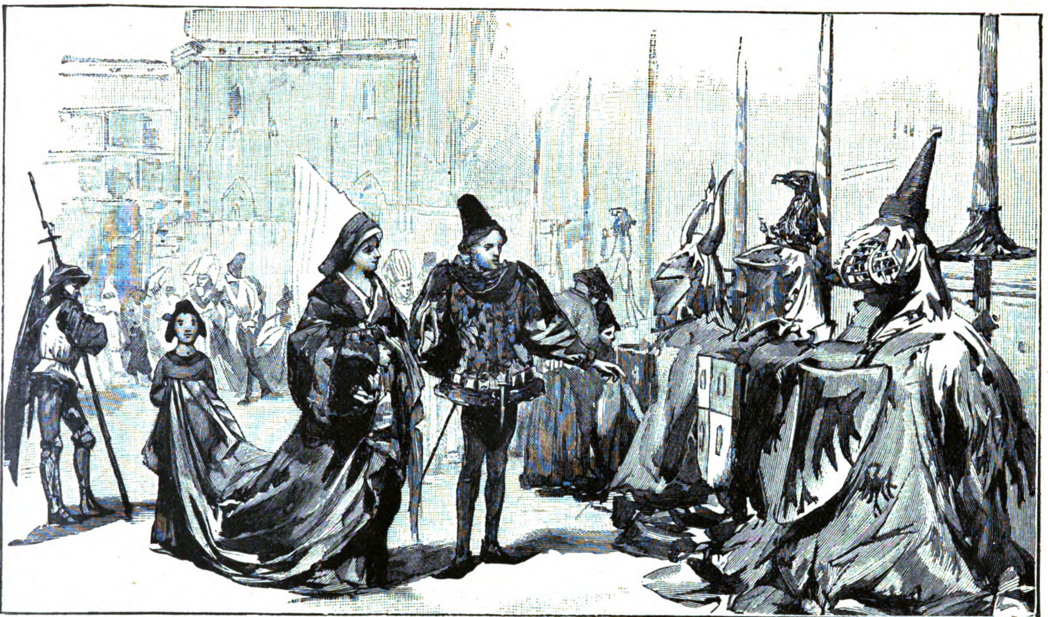


Gottesurteil.

freier Mann, und sein Widersacher ein ihm Ebenbürtiger war, forderte den Gegner vor das aus der versammelten Gemeinde bestehende Gericht, das zumeist von einem kirchlichen Würdenträger geleitet wurde und das die Bedingungen des Kampfes festsetzte. Auch an Sekundanten, den Grieswärteln, fehlte es nicht, die dafür zu sorgen hatten, daß alles mit rechten Dingen zuging. Die Westgoten kämpften ihre Gottesgerichte oder Ordalien zu Pferde aus, also vermutlich mit dem Speer, alle anderen Stämme zu Fuß mit dem Schwerte, und nur bei den salischen Franken war lange Zeit hindurch der Kampfstock im Gebrauch. Der durch eine Verwundung zur Weiterführung des Kampfes unfähig Gemachte war in den Augen der Richter auch der Schuldige, und dem Sieger stand entweder das Recht zu, ihn auf der Stelle zu töten, oder seine Strafe wurde vom Richter bestimmt.

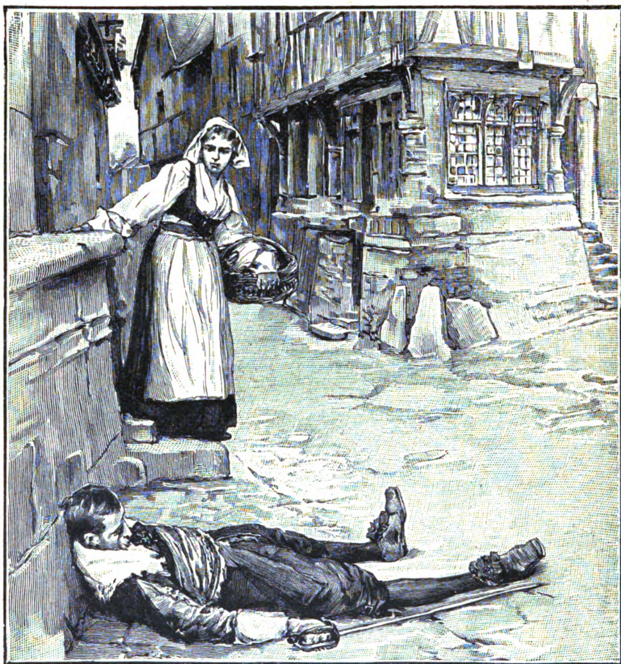
Bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts hinein kamen solche Zweikämpfe in Deutschland vor, obwohl die Kirche den Standpunkt änderte, den sie ihnen gegenüber einnahm, und sie mehr und mehr als eine sündige Unsitte bekämpfte.

Aber während sie allmählich verschwanden, stand eine andere, lediglich von Eitelkeit und Ehrsucht erzeugte Art des ritterlichen Zweikampfes in hoher Blüte. Das waren die vielbesungenen Turniere, die sich besonders im Anschluß an die Kreuzzüge an allen kleinen und großen Fürstenhöfen zu einer ständigen Einrichtung entwickelten. Die Teilnahme an diesen Waffenspielen war ganz und gar ein Vorrecht der höheren Stände. Denn nur der Uradel schloß dies Privilegium in sich ein. Wer bei einem Turnier reiten und „tjosten“ wollte, mußte Helmzier und Wappen zuvor einer Prüfung durch kundige Männer unterwerfen, die sorglich darauf



Die Wappenschau vor dem Turnier.

zu achten hatten, daß kein durch jüngst verliehenen „Briefadel“ zum Ritter Gewordener in die Schranken ritt. Freilich sollten die Turniere nur ein Spiel sein, bei dem sich die Beteiligten neben Ruhm und Ehre



Das Opfer eines Zweikampfes ohne Zeugen.

auch kostbare Preise und nicht selten die Gunst schöner Frauen gewannen. Strenge Gesetze, die jedesmal aufs neue durch den Herold verkündet wurden, regelten die Art des Kampfes. Aber wenn auch besondere Wärtel aufgestellt waren, um die Kämpfenden in den vorgeschriebenen Grenzen zu halten und zu verhindern,



Ausartung des Duells zum Straßenkampf.

daß sie sich ernstlich angriffen, so wurde aus dem Spiel doch nicht selten blutiger Ernst, ganz abgesehen von den schweren Verletzungen, die sich die Streitenden häufig genug unabsichtlich mit ihren ungefügen Waffen beibrachten.

So starb König Heinrich II. von Frankreich an einer im Turnier erhaltenen Wunde, und die Zahl der Opfer aus den edelsten Geschlechtern wurde mit dem Überhandnehmen der Turniere eine so große, daß die Geistlichkeit gegen die Unsitte zu eifern begann und den auf solche Art ums Leben Gekommenen vielfach sogar ein ehrliches Begräbnis versagte. Aber erst mit der Entwicklung der Feuerwaffen verschwanden die Turnierspiele, die Kaiser Maximilian I. vergebens zu neuem Leben zu erwecken suchte.

Eine Ausgeburt des Turnierwesens war die krankhafte Rauflust, die sich zuerst in Frankreich, später auch in Deutschland unter Edelleuten und Studenten herausbildete. Die lächerlichsten Anlässe mußten für die Begründung einer Herausforderung genügen, und mit den Förmlichkeiten wurde es dabei immer weniger genau genommen, so daß diese Ehrenhändel meist auf der Stelle und nicht selten auf offener Straße ausgefochten wurden. Es gehörte sowohl in Paris wie in manchen deutschen Städten schon nicht mehr zu den ungewöhnlichen Vorkommnissen, daß man bei Tagesanbruch in irgend einem Winkel die Leiche eines zu nächtlicher Stunde in solchem „Duell" getöteten Edelmannes fand. Da sich schließlich auch noch die Unsitte herausbildete, daß die Sekundanten sich nicht auf die Überwachung des Kampfes beschränkten, sondern ebenfalls gegeneinander vom Leder zogen, so entwickelten sich in den engen Gassen oft richtige Straßenkämpfe, bei denen das Blut reichlich floß und mancher Mutter

Sohn seinen letzten Atemzug tat, ohne recht zu wissen, weshalb er überhaupt zum Degen gegriffen hatte.

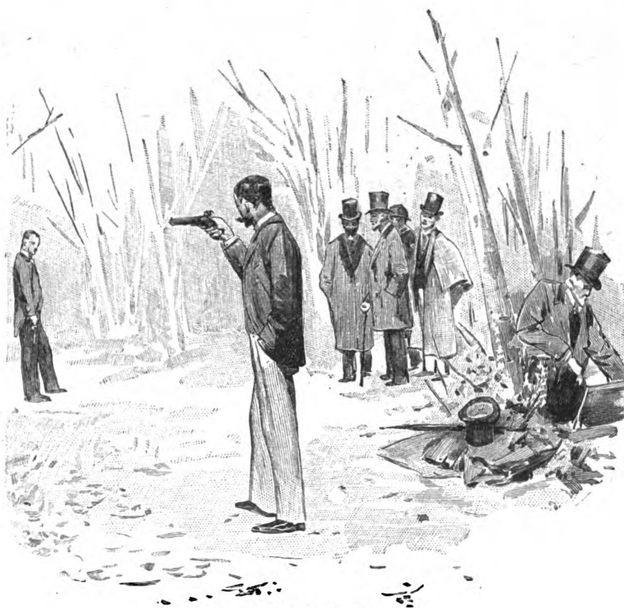
Auch hier war es viel mehr die Einführung der handlichen und auch in der Faust der Feiglinge wirk-



Waffenprobe.

samen Feuerwaffen als die von Königen und Feldherren verhängten strengen Strafen, die dem Unfug eine Ende machte. Der Begriff der persönlichen Tapferkeit verlor mehr und mehr von seinem Nimbus, und der Raufbold, der sich rühmen konnte, so und so

viele Gegner „abgestochen" zu haben, spielte nicht mehr die glänzende Rolle von ehedem, da es ihm jeder leidlich gewandte Pistolenschütze darin mühelos zuvortun konnte. Die Duelle wurden seltener und erhielten sich



Pistolenduell.

als eine „wichtige" Institution nur im Mensurwesen der deutschen Studentenschaft, wo sie noch heutigestags als angebliches Stärkungsmittel des persönlichen Ehrgefühls viele beredte Verteidiger finden.

Bei den Offizieren und in den von studentischen Anschauungen erfüllten Ständen hat sich der Zweikampf als letztes oder einziges Auskunftsmittel in Fällen beleidigter Ehre in den meisten europäischen Ländern,

mit fast einziger Ausnahme Englands, ebenfalls erhalten. Die Gesetze belegen ihn überall mit Strafen, die indessen selbst im Fall erfolgter Tötung eines Gegners überall so milde und so wenig ehrenrührig sind, daß



Die letzte Nacht vor dem Duell.

von einer abschreckenden Wirkung um so weniger die Rede sein kann, als die mit der Ablehnung einer Forderung oder mit der Unterlassung derselben bei gegebenem Anlaß innerhalb der erwähnten Stände zumeist verbundene gesellschaftliche Achtung den in Betracht kommenden Persönlichkeiten fast immer als das größere Übel erscheinen muß.

Natürlich hat das Duell überall seine besonderen

Regeln und Gesetze, die durchweg dem Ehrenkodex der französischen Raufbolde aus den Zeiten Richelieus entstammen. Man geht mit der größten Umständlichkeit und Feierlichkeit zu Werke und ist von seiten aller Beteiligten ängstlich darauf bedacht, eine im Grunde überaus törichte und jämmerliche Handlung im Lichte mannhaften und ritterlichen Gebarens erscheinen zu lassen. Für den vorgeschriebenen Versöhnungsversuch, für die Wahl und das Laden der Waffen, für das Abmessen der Entfernungen, die Tempi des Feuerns bei Pistolenduellen und für hundert andere Einzelheiten gelten so minutiöse Bestimmungen, daß nur genaueste Kenntnis dieses eigenartigen Komments einen Kartellträger oder Sekundanten in den Stand setzt, seiner schweren und verantwortungsvollen Aufgabe tadellos gerecht zu werden. Ernsthaften Menschen freilich müssen alle diese Formalitäten als eine höchst klägliche Posse erscheinen, wie denn auch die Sitte des Duells in manchen Ländern, wie namentlich in Frankreich, zu einer albernen Komödie geworden ist, die in den meisten Fällen einzig dem Reklamebedürfnis gewisser Politiker und Journalisten dient, und bei deren Übung es kaum jemals ernstlich auf das Leben des Gegners abgesehen ist.

Der vorher des langen und breiten in den Blättern besprochene Zweikampf findet da nicht selten vor einer großen Anzahl von Zuschauern statt, und wenn irgend etwas danach angetan sein kann, unseren Duellverteidigern das Unhaltbare ihrer Argumente zum Bewußtsein zu bringen, so ist es die Karikatur, die französische Klopffechter aus dem Zweikampf „um der beleidigten Ehre willen“ gemacht haben.





Eine Haifischjagd.

Nach Mitteilungen eines Landsmannes.

Von Franz Treller.



Am Ende der langhingestreckten Halbinsel Florida liegt eine Gruppe von Eilanden. Auf dem äußersten ruht auf Felsengrund, vom Meere rings umflutet, die geschäftsfrohe, lebendige Stadt Key West. Nicht umfangreich, nicht besonders bevölkert, aber als vorgeschobener Handelsposten bedeutend genug, wurde die Stadt als Hauptstützpunkt der Vereinigten Staaten im spanisch-amerikanischen Kriege oft genannt.

Für die tatenfreudige Jugend ist freilich dort das Meer der einzige Tummelplatz, der ihr erlaubt, ihren sportlichen Belustigungen nachzugehen; doch der bietet unter dem sonnigen Himmel des Antillenmeeres, dessen Glut durch die Seeluft gemäßigt wird, Gelegenheit genug zu mannhaften Vergnügungen mannigfacher Art, die reichlich die des Festlandes ersetzen.

Als ich in Key West war — ich war dorthin geschickt worden, um die Handelsverhältnisse des Südens kennen zu lernen — war der Hauptsport der vornehmeren Jugend die Haifischjagd.

Ich war dem Hause Stone Brothers zugewiesen,

und gerade der Sohn eines der beiden Chefs, Mr. William Stone, war diesem Sport leidenschaftlich ergeben. Das ausgedehnte Floridariff, an dessen einem Ende Key West liegt, gestattet es, dieser Jagd ohne zu große Anstrengungen und Kosten nachzugehen.

Ich war kaum vier Wochen in Key West, als mich Mr. William aufforderte, mit ihm auf den Haifischfang auszuziehen, und zwar nach den Dry Tortugas, einem entfernteren, aber ergiebigeren Jagdreviere. Von der ebenso interessanten als aufregenden Jagd hatte ich bereits genug gehört, um ohne Zögern eine Einladung anzunehmen, die mir einen romantischen Genuß versprach. Mr. William besaß außerdem ein für den bestimmten Zweck vorzüglich geeignetes Boot und galt für einen erfahrenen und glücklichen Haifischjäger.

Die Vorbereitungen für die Fahrt, die mehrere Tage in Anspruch nahm, waren bald getroffen, das Wetter war um diese Jahreszeit beständig und versprach einen angenehmen Ausflug in die Salzflut. Ein erfahrener Seemann, Bob Lewis, war zur Führung des Bootes ausersehen.

Zwei Stunden vor Sonnenuntergang gingen wir an Bord des mit allem Wünschenswerten wohl ausgerüsteten Bootes, um noch vor dem Sinken des Tagesgestirns bereits gut vom Lande abzustehen, und verließen den Hafen mit günstigem Wind. Lewis, ein wettergebräunter Seemann, der mit Stone schon öfters draußen gewesen war, saß am Steuer, und so segelten wir bei herrlichem Wetter vergnügt in das Meer hinaus.

Es war in der Tat ein tüchtiges Seeboot, das uns aufgenommen hatte, und sowohl William Stone als auch ich, der an der Nordsee aufgewachsen war, ver-

mochten dem Schiffer, wenn nötig, hinreichend geschickte, hilfreiche Hand zu leihen. Eine frische Brise brachte uns bald weit hinaus, und als die Sonne sank, standen wir bereits mehrere Meilen westwärts von Key West.

Wir waren übereingekommen, daß wir mit einem Reff im Segel die Nacht über nach West abhalten wollten, und daß wir uns in die Wachen so teilten, daß Mr. Stone die erste, die Steuerbordswache, Bob Lewis die Hundewache, von Mitternacht bis vier Uhr Morgens, und ich die Morgenwache übernehmen sollte.

Als Dunkel um uns herrschte, hißten wir eine große Laterne am Mast, die weithin über das Meer und auch traulich auf uns herunterleuchtete. Die See war nur leicht bewegt, der Wind stetig, und es war eine Wonne, in der lauen Tropennacht unter dem leuchtenden Sternenhimmel über die dunkle Tiefe dahinzuschweben.

Wir nahmen in fröhlichster Stimmung unser Abendessen ein, zündeten dann die Havanna an, wirklich echte, und überließen uns dem ganzen Behagen einer ebenso anmutigen als romantischen Situation.

Lewis behielt das Steuer bis gegen zehn Uhr und übergab es dann an Mr. Stone, um einen kurzen Schlaf zu halten, da er um zwölf Uhr seine Wache zu übernehmen hatte. Ich blieb noch munter und plauderte mit William über die Jagd, die wir vorhatten, und die Art, wie sie ausgeübt wird.

Einem starken Fische gegenüber war sie, wie er mir erklärte, wenn der den Köder angenommen hatte, nicht ohne Gefahren, doch unser festes Boot, wie die Erfahrung meiner beiden Begleiter bürgten dafür, daß uns auch der mächtigste Hai nichts anzuhaben vermöge.

Und einem solchen galt unser Ausflug.

Der Hai jener Meere hält sich mit Vorliebe zwischen Riffen auf, die ihm Ruhe und ein sicheres Versteck bieten, in dem er auf Beute lauern kann. An den Dry Tortugas, auf die wir lossteuerten, sollte sich nun von Zeit zu Zeit ein Hai zeigen, von dessen Größe man sich Wunderdinge erzählte. Schon seit Jahren waren die jungen Leute Key Wests, deren Freude die Haifischjagd war, nach „Old Nick“, so hatte man den gefährlichen Burschen genannt, ausgefahren, mancher hatte ihn auch zu Gesicht bekommen, doch alle Versuche, ihn den Köder schlucken zu machen, waren bisher vergeblich gewesen. Old Nick war schlau.

Stone selbst, der so begierig wie jeder andere nach dieser außerordentlichen Jagdbeute war, hatte ihn noch nicht zu Gesicht bekommen, trotzdem er wiederholt die Dry Tortugas aufgesucht hatte in der Hoffnung, ihm zu begegnen. Drei stattliche Tiere waren ihm aber dafür dort bereits an die Angel gegangen, von denen eines fast vier Meter maß.

Ich selbst hatte überhaupt noch keinen Hai gesehen.

Endlich suchte ich mir einen Platz zum Nachtlager auf, wickelte mich in meine Decke, schaute noch eine Weile zu dem leuchtenden Sternenhimmel empor und schlief dann, sanft von den Wellen des mexikanischen Meerbusens geschaukelt, ein.

Um vier Uhr wurde ich von Bob Lewis geweckt, der mir das Steuer übergab.

Noch war es dunkle Nacht. Die See war leicht bewegt, der Wind stetig wie bisher.

Lewis legte sich schlafen, nachdem er mir den Befehl erteilt hatte, vor dem Winde segelnd, wie bisher, nach Westen zu halten und ihn sofort zu wecken, wenn es stärker blasen oder der Wind umspringen sollte.

Zwei Stunden segelte ich so in schweigender Nacht

unter dem Geflüster der Wellen über die Tiefe dahin.

Pünktlich gegen sechs Uhr erschien der Sonnenball, in rote Glut getaucht, über dem Horizonte und ergoß eine Flut von Licht über das Meer; die Dämmerung ist in jenen Breiten sehr kurz.

Der suchende Blick begegnete weder einem Segel noch dem Rauche eines Dampfbootes, denn dieser Teil des Meeres wird selten von größeren Fahrzeugen durchfurcht.

Jetzt setzte auch die Morgenbrise, die stets das Erwachen des Tages begleitet, ein und kräuselte leicht die Flut.

William Stone erhob sich, schaute nach Himmel und Wasser, atmete tief und wonnig die salzgeschwängerte Luft ein und sagte: „Ist ein solcher Morgen auf dem Meere nicht etwas Köstliches, wenn man lange Tage im heißen Kontor verbracht hat?“

Ich stimmte ihm begeistert bei, denn es war wirklich etwas Köstliches. Der tiefblaue Himmel, die glänzende, unendliche Flut, die balsamische Luft durchsetzt mit Wohlgerüchen, die der Wind den Blüten des südlich von uns sich hinstreckenden Kuba entführt hatte, das Schweigen ringsum, die erhabene Einsamkeit riefen Empfindungen hervor, welche die Seele zu stiller, anbetender Bewunderung stimmten.

Nie vergesse ich diesen Morgen auf dem Meere der Antillen.

Stone ließ Bob Lewis schlafen und bereitete Tee zum Frühstück. Dann erst weckte er ihn.

Der Seemann durchforschte gleich Stone Himmel und Meer, sah nach dem Kompaß und äußerte dann: „Ich denke, wir müssen jetzt bald den Leuchtturm der Tortugas in Sicht bekommen.“

Dann nahmen wir mit Behagen unser Frühstück ein — die Seeluft macht Appetit — und nachdem die Begierde nach Speise und Trank gestillt war, löste Lewis das Reff des Segels und nahm selbst das Steuer.

Stone griff jetzt zu seinem trefflichen Doppelglase und suchte damit das Meer ab.

Der Wind flaute mehr und mehr ab, um endlich gänzlich einzuschlafen. Die Segel hingen schlaff am Maste nieder.

Bob Lewis nahm jetzt Stones Glas und suchte den westlichen Horizont ab. „By Jove — wir haben gut abgehalten!“ rief er. „Hart vor uns ist die Kuppel des Leuchtturms zu sehen. Wir kommen auf unser Jagdrevier.“

Mein ungeübtes Auge fand das Pünktchen, das die Laterne des Leuchtturms vorstellen sollte, nur mit Mühe.

„Schaut Euch fleißig um, Mr. Stone, denn bei diesem Wetter gehen die Bestien weit hinaus.“

Auch ich nahm mein Glas und richtete es auf die nur leicht sich hebende und senkende Flut, obgleich ich keine Ahnung davon hatte, wie man einen Hai erspähen könne.

Zu meiner Überraschung zeigte mir das Glas in nicht großer Entfernung etwas, das gleich zwei Pfählen über das Wasser emporragte. Im ersten Augenblicke glaubte ich ein Stück Treibholz vor mir zu haben, als sich die spitzen Pfähle aber fortbewegten, wurde ich stutzig und machte Stone, der nach der anderen Seite ausblickte, darauf aufmerksam.

„Pfähle?“ fragte er hastig und wandte sein Glas auf die ihm von mir bezeichnete Stelle. — „Segne meine Seele — da sind sie, Bob, eine ganze Schule!“

Lewis grinste vergnügt. „Ich sagte es ja."

„Ans Werk, Bob — das ist Jagdglück!"

Jetzt erkannte auch ich durch mein Glas die dreieckigen Rückenflossen eines Hais, dann sogar mehrere, die sich langsam hin und her bewegten.

Lewis hatte die Gaffel herabgelassen und das Segel festgebunden, damit wir nicht durch einen Windstoß überrascht werden sollten, während unsere ganze Aufmerksamkeit dem Wilde galt, das wir zu erjagen ausgezogen waren.

Im Vorderteil des Bootes war eine Rolle angebracht, um die das Tau gewickelt war, dessen Ende den aus vorzüglichem Stahl gefertigten Haken festhielt. Zwei gebratene Ferkel waren in Eisverpackung mit an Bord, und Stone barg mit Geschick den Haken in dem Leibe des einen.

Der Haken war durch zahlreiche dünne, aber sehr fest gearbeitete Hanfschnüre mit dem Tau verbunden. Selbst die spitzen Zähne des Hais vermögen diese feinen Schnüre nicht zu zerbeißen, denn sie klemmen sich in deren Zwischenräume.

Der Köder, der außer dem Haken auch noch eine Schwimmblase barg, wurde ins Wasser gelassen, einige Faden Tau abgewickelt, so daß er alsbald in einiger Entfernung von uns schwamm.

Unsere ganze Aufmerksamkeit galt von nun an den gewaltigen Raubfischen, deren ich nach und nach nicht weniger wie elf gezählt hatte. Sie bewegten sich immer noch gemessen in einiger Entfernung von uns hin und her, ohne scheinbar Notiz von uns zu nehmen. Daß ihre feinen Sinne den Köder wittern würden, nahmen meine jagdverständigen Gefährten aber als selbstverständlich an.

Da — jetzt zogen sie näher heran.

Ein Lufthauch machte sich bemerklich, der das Boot auch ohne Segeltracht langsam durchs Wasser gleiten ließ.

Bob Lewis ließ mehr Tau aus, so daß der Köder bald fünf bis sechs Faden hinter unserem Stern schwamm.

Jetzt kamen sie heran, deutlicher waren die unheimlichen Rückenflossen zu erkennen. Langsam zogen sie um das Boot herum.

Achterwärts blieben sie stehen, gleichsam als wollten sie den verlockenden Köder erst in Augenschein nehmen. Nur eines der Tiere kam an den Köder so nahe heran, daß ihn seine Nase fast berührte.

Schon hofften wir, es werde sich auf die Seite legen oder den Bauch nach oben kehren — die Stellungen, in denen der Hai seine Beute faßt — und den Köder annehmen, als das Tier blitzschnell davonschoß und die anderen ihm mit gleicher Schnelligkeit folgten.

„Schaut dorthin," flüsterte Lewis, „schaut dorthin, Mr. Stone!" und er deutete über Steuerbord hinaus.

Der Angeredete wandte das Auge und stieß einen Jubelruf aus — dort zeigten sich ein paar ungewöhnlich große Rückenflossen über dem Wasser.

„Das muß Old Nick sein! Das ist ja eine Riesenbestie!"

Jetzt sah ich die dunklen Flossen auch, die sich langsam näher bewegten.

Wir zweifelten nicht, daß dieses mächtige Tier durch seine Annäherung die geringeren Fische verscheucht habe; sie hatten sich in respektvolle Entfernung zurückgezogen.

Lewis ließ langsam noch mehr Tau aus. „Wäre das Boot nicht so stark und rund in den Bugen, würde ich den Köder einziehen, Mr. Stone. Das ist ein sehr

gefährlicher Bursche. Der Teufelsbraten hat mindestens vierundzwanzig Fuß."

Stone war in großer Aufregung, ich übrigens und der Schiffer nicht minder, der sorgfältig das Tau und seine Lage prüfte und sich noch einmal versicherte, daß es glatt ablaufen werde.

Ein Fisch, der einen Köder annimmt, schießt mit all seiner Kraft senkrecht in die Tiefe, und ein starkes Tier kann ein leichtes Boot sofort zum Sinken bringen.

Immer näher kam der Hai, wir erkannten jetzt seine staunenswerte Größe.

Er schwamm mehrere Male im Bogen um den Köder her, doch immer einige Faden entfernt von ihm.

Jetzt tauchte er unter.

In fieberhafter Aufregung harrten wir. Wird er sich der Beute von unten nähern?

Da erschienen die Flossen wieder über dem Wasser, aber in größerer Entfernung, und langsam zog das Ungeheuer nach Westen, wo das Riff lag.

Enttäuscht sahen wir uns mit langen Gesichtern an, Old Nick hatte unseren so verführerischen Köder verschmäht.

„Da geht er hin," murrte Stone höchst verdrießlich. „Hätte ich doch den Rat des alten Blake befolgt, vielleicht hätten wir ihn jetzt."

„Was riet der, Sir?"

„Ich solle den Köder mit Asa foetida beschmieren, denn dessen Geruch übe einen mächtigen Reiz auf den Hai aus."

„Mag sein, Sir, habe auch davon gehört; aber um das Experiment anzustellen, muß man das Zeug haben."

„Hab' ich ja, eine ganze Büchse voll."

„Nun, das nächste Mal also."

Nachdem meine nicht geringe Aufregung sich gelegt

hatte, kam mir die Nähe des gewaltigen Tieres und der Versuch, es aus einem kleinen Boote zu angeln, doch recht bedenklich vor, denn ich zweifelte nicht, daß es mit einem Schlage seines Schwanzes die Bordwand zertrümmern konnte.

Ich verspürte wenig Lust, dem Ungeheuer wieder zu begegnen.

Von den anderen Fischen war nichts mehr zu gewahren.

Der Ärger über den mißglückten Versuch, Old Nicks habhaft zu werden, verhinderte uns nicht, ein gediegenes Frühstück mit bestem Appetit einzunehmen.

Als sich eine Brise aufmachte, setzten wir Segel und zogen auf das Riff zu, nachdem wir vorher den Köder an Bord genommen, und Lewis sorgfältig das Tau aufgewunden hatte.

„Wenigstens haben wir den alten Burschen einmal gesehen,“ meinte Stone, „und ich weiß nun, daß die Erzählungen von seiner Größe keine Fabeln sind. Ein andermal haben wir hoffentlich mehr Glück!“

Nach einer Stunde guter Fahrt vermochten wir den inmitten des ausgedehnten Riffs sich erhebenden Leuchtturm mit unbewaffnetem Auge deutlich zu erkennen.

„Ohne Beute kehre ich nicht zurück, sonst lacht mich ganz Key West aus.“

Kaum hatte Stone dies geäußert, als Lewis, der am Steuer saß, ihm zurief: „Schaut vor Euch, Sir, zwei Strich über Backbord.“

„By Jove — da sind sie!“

In der Tat waren in nicht großer Entfernung die Flossen einiger Haie zu erblicken.

Der Wind war fast wieder eingeschlafen, und wir machten geringe Fahrt.

„Denen wollen wir aber Asa foetida vorsetzen."

Er holte aus einem an der Bordwand angebrachten Schränkchen eine Büchse hervor, die, kaum geöffnet, sofort ihren schrecklich duftenden Inhalt verriet, und begann eifrig mittels eines Lappens den Braten einzureiben.

Dann wurde er aufs neue ins Wasser gelassen.

Aber die Fische kamen nicht näher trotz des dem Köder verliehenen neuen Reizes.

Als Stone dann einmal über Steuerbord hinausschaute, gewahrte er wiederum die stärkeren Flossen des Tyrannen dieser Gewässer. Er machte uns erregt darauf aufmerksam, und die frühere hochgradige Aufregung bemächtigte sich unserer sofort wieder. Bei mir war sie freilich stark gemischt mit Besorgnis.

„Hat der alte Blake recht, so beißt er jetzt an. Gebt acht! — Seht, er kommt!"

Für alle Fälle nahm Lewis die Segel ein und wandte dem Hai den Bug des Bootes zu.

Die anderen Fische hatten wir ganz außer acht gelassen, als aber jetzt aus ihrer Mitte ein Hai sich uns nahte, schoß Old Nick mit der Geschwindigkeit einer Lokomotive heran.

Sofort verschwand der Kleinere. Langsam bewegte sich der Riese jetzt auf das Schweinchen zu.

Er hielt dicht davor — wir saßen atemlos da — legte sich langsam auf die Seite — wir sahen den hellen Bauch — öffnete den furchtbaren Rachen, und blitzschnell verschwand der Köder darin.

„Nach Achter alle," schrie Lewis, „und jetzt kaltes Blut!"

Blitzschnell, wie er das Ferkel verschlungen, tauchte der Hai zur Tiefe; mit rasender Geschwindigkeit lief das Tau ab. Ein Ruck, ein furchtbarer Ruck am Boote,

dessen Bug sich bedenklich in die Meerflut neigte — Todesschrecken faßte mich. Aber das wackere Boot widerstand selbst der Kraft dieses Ungeheuers.

Stone schrie: „Wir haben ihn — hurra, hurra!“

„Noch nicht, Sir.“

Man sah es an der Bewegung des Taues, fühlte es an dem Schwanken des Bootes, daß der Gefangene mit furchtbarer Kraft in der Tiefe auf und nieder schnellte, um sich zu befreien.

Plötzlich zog er nach vorn aus und schleppte das Boot mit einer Schnelligkeit, daß die Wogen hoch aufschäumten, hinter sich her.

Ich gestehe, mir bebte das Herz bei der furchtbaren Kraftentwicklung des Tieres.

Stone und Lewis war dies nichts Neues, denn die waren schon wiederholt von einem rasenden Hai ins Schlepptau genommen worden, neu war ihnen nur die ungewöhnliche Kraft der Bestie.

Unser Gefangener nahm seinen Weg nach dem Riff, dessen Leuchtturm rasch höher aufstieg. Schaum aufwerfend folgte der gewaltigen Zugkraft das Fahrzeug.

Lewis setzte sich ins Vorderteil neben die Rolle, die das Tau hielt.

Immer vorwärts sausten wir durch die Wasser; es war sehr aufregend.

Ich sah jetzt Felsen über dem Meere sich erheben und erkannte den Schaum von Brandungswellen.

Lewis hatte sein scharfes Schiffsmesser gezogen.

„Mr. Stone, wir müssen das Tau kappen.“

„Noch nicht, noch nicht! Erst im letzten Augenblicke. Vielleicht geht er in den Kanal.“

Ein solcher zog sich breit und tief genug in Windungen durch die Felseneilande der Dry Tortugas.

„Hundert Dollars, wenn ich die Bestie nach Hause bringe!“

„Ist ein schönes Geld, Sir, mein Leben ist mir aber doch lieber.“

Die weißen Brandungswellen rückten näher und näher. Lewis hatte langsam etwas Tau aufgedreht, so daß vielleicht nur noch sechs bis sieben Faden außen waren.

Deutlich erkannte man jetzt, daß unser unheimlicher Fährmann auf einen breiten Kanal abhielt, der ruhiges dunkles Wasser zeigte.

Lewis setzte aber doch sein Messer an das Tau, um es mit einem Schnitte vom Boote trennen zu können, wenn es nötig sein sollte.

Noch immer jagten wir dahin. Jetzt waren wir im Kanal. Vor uns eine breite Wasserstraße, rechts und links schäumende Brandungen.

Weit streckt sich der Kanal vor uns aus, an den Ufern erkennen wir, wie schnell wir uns vorwärts bewegen.

Jählings wendet sich der Hai jetzt nach rechts — das Messer des Seemanns fährt durch das Tau und löst es vom Boote, aber das Boot ist im Rennen, es saust auf den Rand des kleineren Kanals, wo dicht unter der Oberfläche eine Felsbank liegt, mit großer Kraft, eine Planke bricht, das Wasser stürzt zu uns herein. Instinktiv springen wir heraus, das Boot versinkt vor unseren Augen, und bis an die Knie im Wasser stehend, starren wir uns mit bleichen Gesichtern an.

Da standen wir auf seichter Felsbank inmitten der Riffe der Dry Tortugas, ratlos — fassungslos bis auf Bob Lewis.

Der brach zuerst das Schweigen. „Nehmt es kalt-

blütig, Gentlemen, hätte noch weit schlimmer kommen können."

„Schöner Trost!" brummte mit einer Art Galgenhumor Mr. Stone.

Mir war ganz wirbelig zu Mute, ich wußte kaum, wie mir geschehen war. Das kam so furchtbar schnell, so unerwartet, daß man wohl die Besinnung verlieren konnte.

„Was nun, Bob?"

Der Seemann sah nach der Sonne, schaute auf seine Uhr, dann auf Fels und Wasser ringsumher, blickte nach dem Leuchtturm aus, doch der war von unserer Stellung aus nicht zu gewahren, da eine höhere Felspartie ihn uns verdeckte, und sagte gelassen: „Müssen hier fort, Gentlemen, ist jetzt Ebbe, die nächste Flut spült uns sonst hinweg."

Das war ja recht tröstlich.

„Ihr könnt doch beide schwimmen?"

Wir bejahten.

„Müssen da hinüber." Er deutete auf den Kanal, den die entflohene Beute hinabgeschwommen war, jenseits dessen die Felsen sich ziemlich hoch erhoben.

„Haben wir nichts zu fürchten, Bob?"

Als ob dies Wort sie herbeigerufen hätte, so tauchten kaum, daß er gesprochen, in dem Kanal, den wir durchschwimmen sollten, die Flossen einer ganzen Anzahl der furchtbaren Tiere auf.

Hatten sie uns gesehen oder gewittert? Sie zogen nicht weiter, sie blieben und schwammen langsam vor uns auf und ab — immer auf und ab.

Stone und ich sahen dies mit tiefem Schrecken.

„Sind nicht so gefährlich, die Burschen, wie man gemeinhin glaubt; wir werden schon hinüberkommen."

Ich sah mich schon in dem Rachen eines der Ungeheuer.

„Will mich aber erst auf dieser Felsbank einmal umsehen; werden schon zum Leuchtturm hinüberkommen.“

Er watete vorsichtig umher, konnte aber nur feststellen, daß unser so unfreiwillig gewählter Zufluchtsort auf drei Seiten von tiefem Wasser umgeben war; nach der vierten, dem Meere zu, lagen scharfkantige Riffe.

Hinüber mußten wir und zwar ehe die Flut kam, denn die war sicherer Tod.

Während wir uns noch ängstlich und zweifelnd anstarrten, jagten die Haie plötzlich schnell davon und verschwanden unseren Augen in dem großen Kanal, der uns hergeführt hatte. Irgend etwas mußte sie dorthin gelockt haben.

„Jetzt ist's Zeit, Gentlemen, Rock und Stiefel aus und dann in Gottes Namen hinüber! Sind ja kaum vierzig Schritte; finden dann wieder seichtes Wasser und sind drüben sicher vor der Flut.“

Damit tat er, wie er sagte, und zog Jacke und Stiefel aus.

Ängstlich sahen wir uns um; ich zitterte am ganzen Leibe, ich gestehe es. Nichts war von den Bestien zu erblicken.

Wir machten aus Rock und Stiefeln ein Bündel, nahmen es auf den Nacken, ließen uns gleichzeitig ins tiefe Wasser gleiten, um dann mit aller Macht auszuholen und den Kanal zu durchqueren.

Da — ich vergesse den Augenblick nie — erschienen zwei dunkle Flossen zu meiner Rechten. Todesschreck durchzuckt mein Gebein und droht mich zu lähmen.

Ich schiebe, stoße instinktiv mein Bündel nach jener

Seite hin und hole dann wieder aus mit der Kraft der Verzweiflung.

Gott sei Dank — meine Füße stießen an den Boden; ich war drüben, war gerettet.

Kaum hatte ich mich im seichten Wasser aufgerichtet, neben Stone und Bob stehend, als, der Windsbraut gleich, die Haie, aus dem großen Kanal zurückkehrend, heransausten.

Der, der mich so erschreckt hatte, war noch auf derselben Stelle, wo ich ihn erblickt hatte.

Mein schwimmendes Bündel machte auch die Nahenden stutzig, nur einer hatte die Frechheit, sich mit halbem Leibe auf die Felsbank zu werfen, auf der wir standen, und nach uns zu schnappen, verschwand aber alsbald wieder in seinem Elemente.

Bald hatten wir trockenen Felsboden unter den Füßen und erreichten leicht die obere Flutgrenze, die deutlich durch aufgespültes Seegras bezeichnet war.

Auf den Rat Bobs kleideten wir uns vollständig aus, breiteten unsere Kleider zum Trocknen aus und verkrochen uns in dem Seegras, was uns sehr wohl tat.

Nach einer Stunde kleideten wir uns wieder an. Ich allerdings mußte Rock und Stiefel entbehren.

Der Leuchtturm war von hier aus zu sehen, und wir durften hoffen, auch von dort aus bemerkt zu werden. Ihn zu erreichen, hätten wir noch verschiedene Schwimmpartien machen müssen.

Aber schon sank die Nacht herab, und der Wind ward stärker, mächtiger auch das Rauschen der Brandung um uns her.

Bald strahlte der Leuchtturm sein Licht zu uns herüber. Lewis schleppte auf einer kahlen Stelle einen Haufen Seegras zusammen und zündete ihn an —

wasserdichtes Feuerzeug führt jeder Seemann bei sich — und hoch loderte die Flamme empor.

„Wenn der Wärter dies Signal nicht sieht, geben wir ihm morgen eines mit Rauch.“

Wind und Brandung wuchsen immer mehr an, aber mir war, trotzdem mir Rock und Stiefel fehlten, ganz froh zu Mute; ich lebte doch noch, war nicht eine Beute der furchtbaren Bestien geworden.

Erschöpfung machte sich bald geltend, wir wickelten uns in Seegras und schliefen bald so fest, wie Murmeltiere im Winter. —

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als ich erwachte. Gleich darauf erhoben sich auch die Gefährten von ihren Lagern. Der Wind hatte sich gelegt.

Während wir noch nach dem Leuchtturm ausschauten, von dem uns allein Rettung kommen konnte, ließ sich eine kräftige Stimme vernehmen: „Hallo, Gentlemen, was treibt ihr hier?“

Eine hohe Seemannsgestalt stand vor uns, die dem weiter unten haltenden Boote entstiegen sein mußte.

„Wollten Euch besuchen, Mr. Warrens,“ erwiderte lachend Stone, „sind nur etwas aufgehalten worden.“

„Segne meine Augen, Mr. Stone. Was ist Euch geschehen, Sir?“

Dem Leuchtturmwärter, den Mr. Stone und Lewis von öfteren Besuchen des Riffes kannten, wurde rasch mitgeteilt, was uns begegnet war.

„Habe Euer Feuer wohl gesehen, Gentlemen, konnte aber gegen den Wind nicht ansegeln. Habe mich aber auf den Weg gemacht, sobald es anging. Also Old Nick geangelt? Gut, daß das Untier fort ist. Aber nun kommt, will Euch pflegen in meinem Heim, so gut ich's kann.“ —

Nach zwei Stunden saßen wir seelenvergnügt um den Kaffeetisch des Leuchtturmwärters.

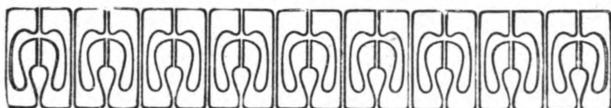
Ein glücklicher Zufall wollte es, daß der Regierungskutter, der dem einsam mit seiner Familie hier hausenden Beamten Provisionen gebracht hatte, anwesend war und noch heute die Rückfahrt antreten wollte.

Am anderen Tage waren wir wieder daheim. —

Übrigens wurde der Leichnam Old Nicks kurz darauf in einem der Kanäle des Riffs gefunden, und sein Skelett ziert jetzt noch das Museum Key Wests.

Stone ist sehr stolz auf jenen Sieg über den Meertyrannen — ich aber fahre in meinem Leben nicht mehr auf den Haifischfang aus. Die Sache ist mir doch etwas zu gefährlich.





Im Kraftwagen über die Alpen.

Von M. Elsner.



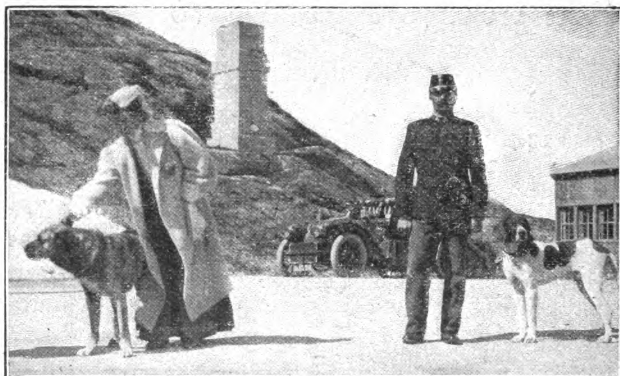
Mit 9 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Als es sich jüngst darum handelte, einheitliche gesetzliche Bestimmungen über die Haftpflicht des Automobilbesitzers für den von seinem Fahrzeug angerichteten Schaden zu schaffen, konnte man aus den zum Teil sehr erregten Erörterungen in der Öffentlichkeit erfahren, daß die Ansichten über den Wert des neuen Verkehrsmittels und besonders über seinen Nutzen für die Allgemeinheit einstweilen noch recht weit auseinander gehen. Während leidenschaftliche Freunde des Automobilsports für den Kraftwagen eine Art von Alleinherrschaft über die Landstraße wie überhaupt über die Verkehrswege beanspruchten, wollten andere das Kind mit dem Bade ausschütten, indem sie durch drakonische Bestimmungen das Privilegium einiger weniger Bevorzugter auf die Belästigung der großen Masse ihrer Mitmenschen möglichst eingeschränkt zu sehen wünschten.

Die Übertreibung war da auf beiden Seiten. Ohne Zweifel wird sich das Automobilwesen mehr und

mehr zu einem Verkehrsfortschritt entwickeln lassen, der auch der Allgemeinheit zu statten kommt, aber es läßt sich nicht leugnen, daß dies vorderhand noch eine Zukunftshoffnung ist, und daß man von dem gewöhnlichen Sterblichen eine warme Begeisterung für den Kraftwagensport so lange kaum erwarten darf, als er für die eigene Person nur die unangenehmen Beigaben zu kosten bekommt.

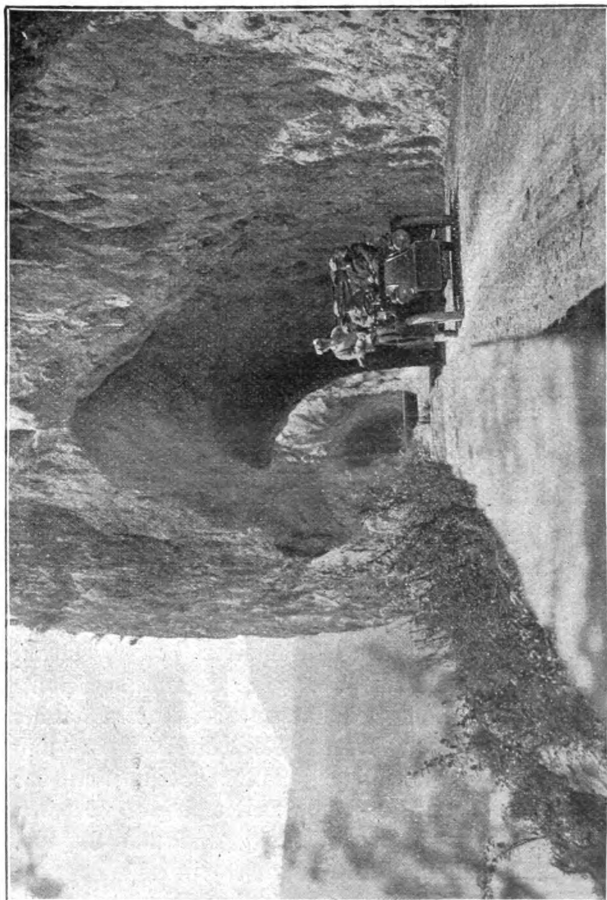
Daß aber dieser Sport, namentlich bei vernünftiger



Österreichischer Zollbeamter am Stilfser Joch.

Ausübung, zu einer Quelle außerordentlicher, in solcher Eigenart bisher kaum gekannter Genüsse werden kann, wird niemand in Abrede stellen wollen, dem es jemals vergönnt war, weite Wegstrecken in einem guten, geschickt gesteuerten Kraftwagen zurückzulegen. Die Möglichkeit, in kurzer Zeit große Entfernungen zu durchmessen, ohne an eine durch den Schienenstrang vorbestimmte Route gebunden zu sein, die Freiheit, nach Belieben zu reisen oder zu rasten, die Unabhängigkeit von lästiger Gesellschaft sind Vorzüge, die den Kraft-

wagen zu einem geradezu idealen Beförderungsmittel erheben, und der oft gehörte Einwand, daß der im



Felsentunnel am Ufer des Neuenburger Sees.

Fluge dahinsausende Automobilfahrer eigentlich nur recht wenig von der durchreisten Gegend zu sehen

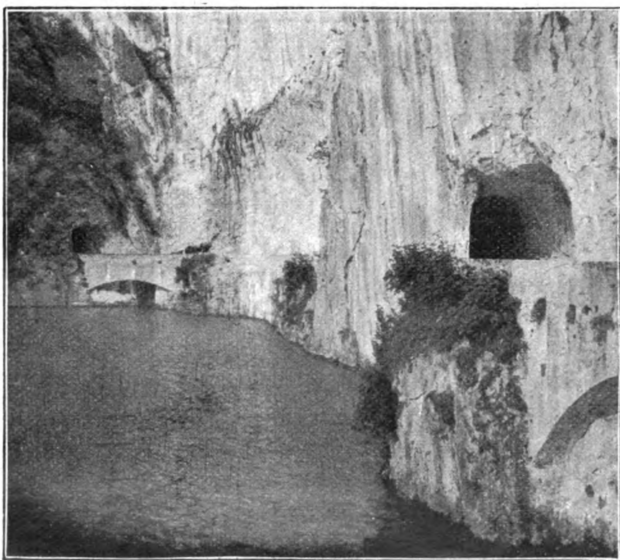
bekomme, ist in Wahrheit ohne alle Berechtigung. Ja, man kann getrost behaupten, daß der Automobilist nicht nur von dem landschaftlichen Charakter, sondern auch von allen anderen charakteristischen Eigentümlichkeiten eines fremden Landes viel vollständigere und zutreffendere Vorstellungen gewinnt als der Eisenbahnreisende, der sich naturgemäß zumeist darauf beschränkt, die Sehenswürdigkeiten der großen Städte zu studieren.

Einen recht anschaulichen Beweis für die Richtigkeit dieser Behauptung liefert die Automobilreise, der die beigegebenen Landschaftsbilder ihre Entstehung verdanken. Sie wurde von einer in Paris ansässigen deutschen Familie in Begleitung eines englischen Parlamentsmitgliedes unternommen und erstreckte sich über die Dauer eines Monats, während dessen nicht weniger als dreizehnhundert englische Meilen zurückgelegt wurden. Der benutzte Kraftwagen war mit allen erdenklichen Reisebequemlichkeiten ausgestattet und so vorzüglich gebaut, daß er die weite Strecke, auf der nicht weniger als fünf Alpenpässe überschritten werden mußten, ohne jede nennenswerte Beschädigung zurücklegte.

Die Reise ging von Paris über Fontainebleau, Bar-sur-Aube, Chaumont und Besançon nach Pontarlier, wo die Schweizer Grenze überschritten wurde. Weitere Stationen waren Neuchâtel, Bern und Interlaken. Der Brünigpaß wurde überschritten, der Luzerner See umfahren, und weiter ging es über den St. Gotthard nach Airolo, Bellinzona und Lugano. Como und Mailand wurden berührt, ein Abstecher nach Venedig gemacht und der malerische Iseosee besucht.

Die größten Wegschwierigkeiten bot das Stilfser Joch, das die Reisenden indessen durch eine Fülle

unvergleichlicher Naturschönheiten entschädigte. Über den Arlberg ging es weiter nach Tirol hinein und von da in die Schweiz zurück, wobei die unternehmenden Touristen Gelegenheit hatten, die Sehenswürdigkeiten von St. Gallen, Zürich und Basel zu besichtigen.

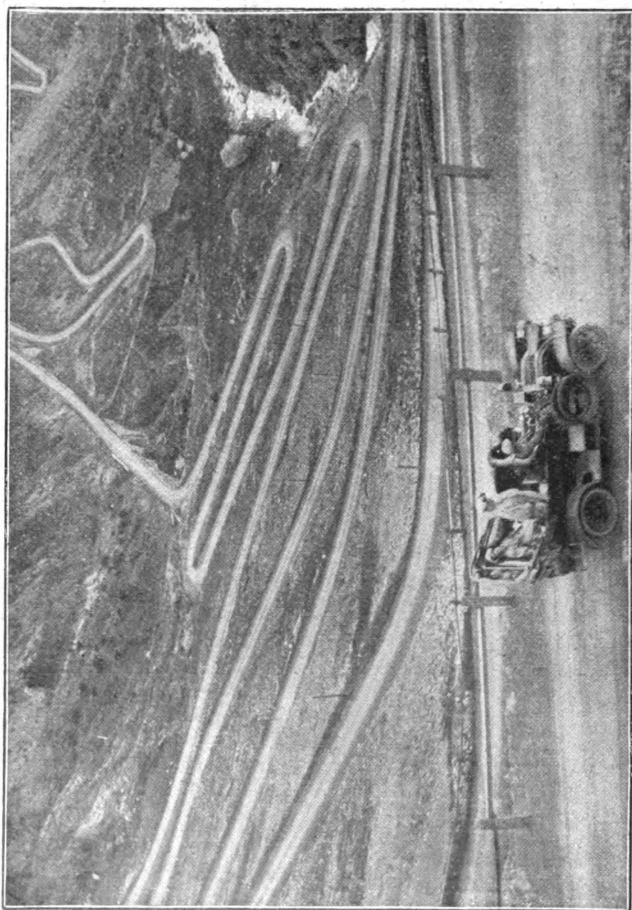


Uferpartie am Iseosee.

Bei Belfort erreichten sie wieder den französischen Boden, um über Vesoul, Chaumont und Troyes nach Paris zurückzukehren.

Auf der Höhe des Juragebirges, zweitausend Fuß über dem Meere, wurde die französische Grenze überschritten. Dank der auf internationalen Abmachungen beruhenden besonderen Bestimmungen für die zollamtliche Behandlung von Automobilen, deren Besitzer

einem der großen englischen, französischen oder deutschen Klubs angehören, gestalteten sich die verschiedenen



Die Stilfserjochstraße.

Grenzüberschreitungen — es gab deren für unsere Reisenden nicht weniger als zwölf — zu wenig zeit-



Ferdinandshöhe am Stilfserjoch.

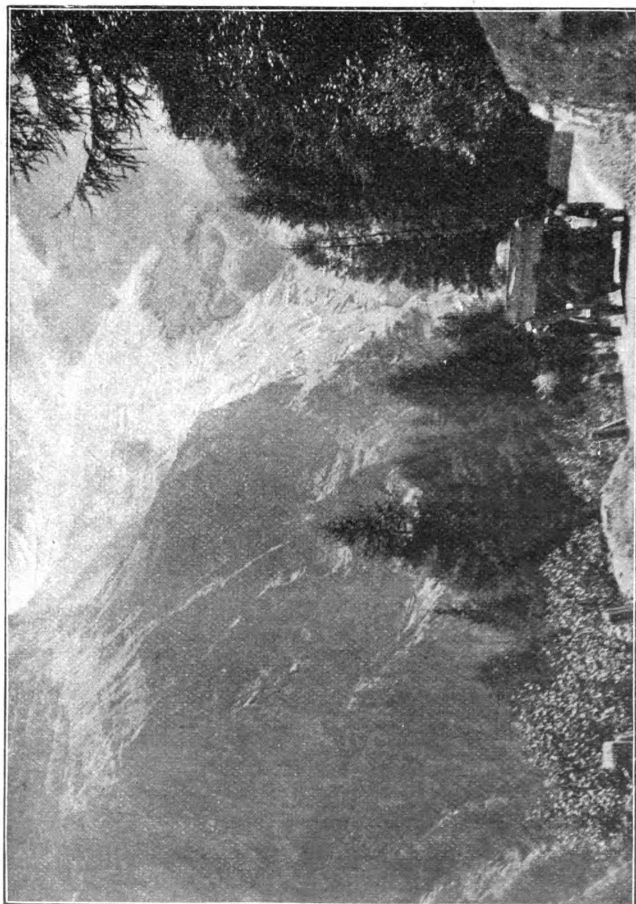
raubenden Unterbrechungen ihrer genußreichen Fahrt. Sie betraten die Schweiz bei Meudon, Italien bei Chiasso, Österreich am Stilfser Joch, dann die Schweiz wieder bei St. Margareten, Deutschland bei St. Ludwig und Frankreich bei Montreux. Die Höflichkeit und Zuvorkommenheit der Zollbeamten wird von den Reisenden besonders betont.

Besonders hervorgehobene Einzelheiten ihrer Fahrt sind die folgenden.

Als eine der malerischesten Szenerien ihrer an lieblichen wie großartigen Naturschönheiten so reichen Reiseroute erschien den Automobilisten das felsige Ufer des Neuenburger Sees mit dem tosend durch eine enge Schlucht herabstürzenden Seyon, mit dem die Landschaft beherrschenden malerischen alten Schlosse und dem Blick auf die weißen Häupter der Berner Alpenriesen. Mit hohem Entzücken erfüllten sie auch die Reize des zwischen Interlaken und Luzern passierten Brünig. In Lugano, von dessen landschaftlichen Herrlichkeiten sie sich nur schwer losreißen konnten, verweilten die Reisenden drei Tage, auch der Abstecher nach Mailand bedeutete eine längere Unterbrechung ihrer Fahrt. Dann wandten sie sich nach Brescia, von wo aus sie in einer halben Stunde die 21 Kilometer bis zum Iseosee zurücklegten. Die wundervolle grüne Farbe dieses Sees, seine schroff ansteigenden Felsenufer, denen die Fahrstraße zum Teil nur durch die Einsprengung von Tunneln und Galerien abgewonnen werden konnte, und die Lieblichkeit der inmitten des Sees gelegenen Insel Montisola nötigten den Touristen hellste Bewunderung ab.

Schon am nächsten Tage erreichten sie das Stilfser Joch, vor dessen Überschreitung im Automobil sie von allen Seiten nachdrücklich gewarnt worden waren. Der

Paß erhebt sich bis zu einer Höhe von nahezu 10,000 Fuß, und er ist charakterisiert durch eine große Anzahl sehr



Untere Partie der Stilfserjochstraße.

scharfer Kurven, die namentlich für ein Automobil von der Länge des hier in Rede stehenden ebensoviele ernste

Gefahren bedeuten. Namentlich der Abstieg nach der österreichischen Seite hinab wurde den Touristen als für sie direkt unpassierbar bezeichnet. Aber die Reisenden brannten darauf, das Wagnis zu vollbringen.

Es gelang ihnen in der Tat, alle Schwierigkeiten glücklich zu überwinden. Von der eigenartigen Beschaffenheit des Weges gibt unsere Abbildung auf S. 190 eine recht anschauliche Vorstellung. Zu ihrem Verständnis müssen wir jedoch der perspektivischen Verschiebungen wegen bemerken, daß sich das Automobil auf dem höchsten Punkte der sichtbaren Landschaft befindet, und daß die vielfachen Windungen im scheinbaren Hintergrunde des Bildes die Serpentinen des sich am steilen Abhang emporschlängelnden Fahrweges sind. Die optische Täuschung ist durch die Aufnahme des Bildes von einem wesentlich erhöhten Punkte aus bedingt.

Die Höhe des Passes ist ganz vegetationslos, und das Klima hier so rauh, daß heftige Schneestürme selbst zur Sommerszeit nicht zu den Seltenheiten gehören. An wilder Großartigkeit aber läßt die Szenerie wahrlich nichts zu wünschen übrig. Der Weg über die Paßhöhe stellt die höchste Fahrstraße in Europa dar. Unsere photographische Aufnahme auf S. 191 zeigt uns den Gipfelpunkt des Passes mit dem Ausblick auf den Madatschgletscher und mit dem Zollhause, welches die Grenze zwischen Österreich und Italien bezeichnet.

Eine reiche Belohnung für die während der kritischen Momente der Talfahrt ausgestandenen Aufregungen bot unseren Reisenden die Schönheit des Tirolerlandes, von dem sie nun einen guten Teil durchfahren durften. Sie besuchten die bekanntesten Sommerfrischen dieses herrlichen Gebirgslandes und fuhren über den Arlberg, den sie kaum weniger

malerisch fanden als das Stilfer Joch, obwohl der Übergang viel niedriger ist und sich an grandioser Wildheit mit jenem nicht zu messen vermag. Auf dem Scheitelpunkte des Passes ist ein Steinpfeiler aufgestellt mit

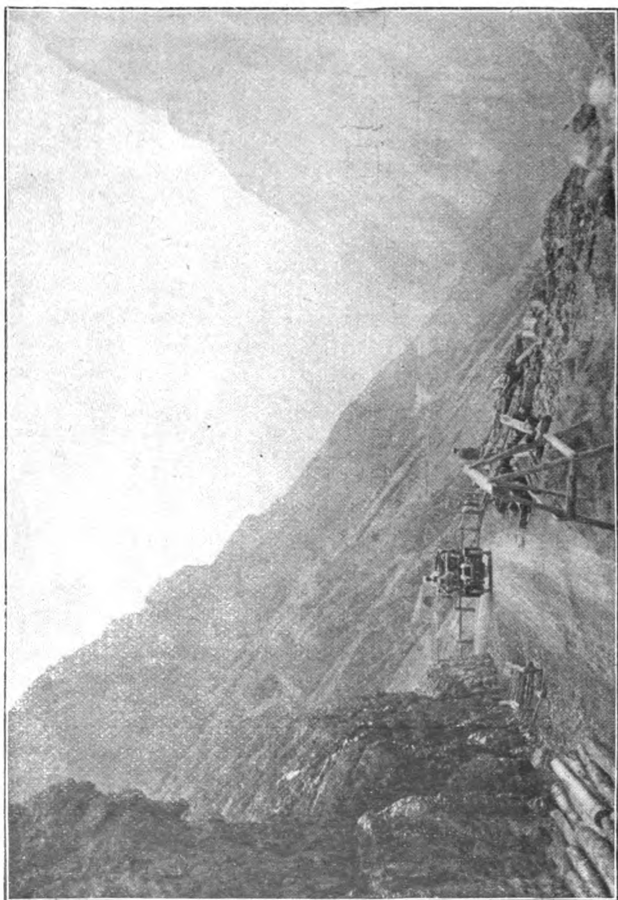


Der Weg ins Tirolerland.

der Inschrift: „Wasserscheide zwischen Nordsee und Schwarzem Meer“.

Mit der Fahrt durch die Schweizer Alpen, durch Oberitalien und Tirol hatten unsere Touristen den schönsten und bemerkenswertesten Teil ihrer eigenartigen Reise beendet. Was sich ihnen in der nörd-

lichen Schweiz, in dem flüchtig berührten Zipfel des Deutschen Reiches und in Frankreich an Naturschön-

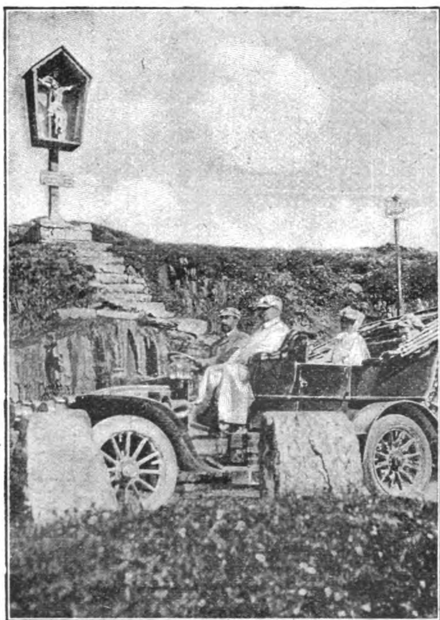


Auffahrt zum Arlberg.

heiten noch darbot, konnte kaum einen Vergleich aushalten mit den prächtigen Bildern, an denen ihr Auge

sich während der hinter ihnen liegenden Wochen hatte erfreuen dürfen.

Der oben erwähnte englische Parlamentarier, dessen Schilderung wir an der Hand der von ihm aufgenom-



Die Wasserscheide auf der Höhe des Arlberg.

menen Photographien hier in der Hauptsache gefolgt sind, schließt seinen Bericht mit folgenden begeisterten Worten: „Keiner von uns hätte es für möglich gehalten, daß man eine so ununterbrochene Reihe herrlichster Feiertage erleben könnte. Wochen hindurch war für uns jede Stunde voll von Wundern und von Entzücken gewesen. Hügel und Täler, Seen und

Ströme, Wälder und Felsen, Weinberge und Schneefelder, Sonnenauf- und -untergänge hatten uns mit ihren Herrlichkeiten überschüttet. Nicht einmal, sondern ein dutzendmal hatten wir erklärt, daß gewiß nichts mehr dem Köstlichen gleichkommen könne, das wir bereits gesehen, und immer von neuem waren wir davon überzeugt worden, daß doch noch eine Steigerung möglich sei. Ich zweifle, daß viele eine gleiche Fülle von Eindrücken in dem kurzen Zeitraum eines einzigen Monats haben in sich aufnehmen dürfen, denn nur die Fahrt im Automobil hatte uns die Möglichkeit dazu gewährt. Fünf Länder hatten wir passieren dürfen, und uns war, als hätten wir ihre Eigentümlichkeiten und Schönheiten bis in jene geheimsten Tiefen erforscht, die dem Auge des Eisenbahnreisenden für immer verborgen bleiben werden."





Vom Frauenhaar.

Skizze von Reinhold Ortmann.

Mit 5 Illustrationen.  (Nachdruck verboten.)

Wenn der vom Pfeil des Liebesgottes verwundete Jüngling in Vers oder Prosa die Reize seiner Angebeteten preist, wenn er von ihren „Veilchenaugen", ihren „Rosenwangen" und ihren „Kirschenlippen" schwärmt, so wird er — sofern ihm nur der bescheidenste Anlaß dazu gegeben ist — sicherlich nicht versäumen, das Bild durch einen begeisterten Hymnus auf ihr „seidiges Goldhaar" oder auf ihrer „nachtschwarzen Locken dunkle Pracht" zu vervollständigen. Hat doch von alters her die Schönheit dieses natürlichen Hauptschmucks unter all den äußeren Vorzügen, mit denen das zarte Geschlecht vor dem stärkeren begnadet ist, immer eine besonders enthusiastische Würdigung gefunden, und läßt doch selbst bei jenen Naturvölkern, denen alle anderen Toilettenkünste noch völlig unbekannt sind, die jugendliche Schöne ihrem Haupthaar eine dem jeweiligen Modegeschmack entsprechende Pflege angedeihen, die zu der stiefmütterlichen Behandlung des gesamten übrigen Körpers oft im merkwürdigsten Gegensatz steht.

Von hohem Interesse ist es, die Wandlungen zu verfolgen, die gleich Kleidung und Schmuck auch die

Haartracht der Frauen im Laufe der Jahrhunderte bei den verschiedenen Kulturvölkern durchgemacht hat.

Wie sich die Mädchen und Frauen des klassischen Altertums zu frisieren pflegten, ist uns aus griechischen und römischen Bildwerken wie aus den Schilderungen zeitgenössischer Schriftsteller genau bekannt, und wir müssen dem Schönheitsgefühl dieser Damen das allergünstigste Zeugnis ausstellen, wenn wir sehen, wie geschickt sie den ihnen von der Natur verliehenen Reichtum zu ihrem Vorteil auszunutzen wußten.



Länge des Haares
1 Meter 75 Zentimeter.

Die Griechinnen ließen ihrem Haar die allersorgfältigste Pflege zu teil werden, um es möglichst lang, dicht und glänzend zu erhalten. Sie kannten eine Menge von kosmetischen Mitteln, die diesem Zwecke dienten. Bei der Anordnung aber enthielten sie sich aller jener Künsteleien, die in späteren Zeiten oft bis zu vollkommener Narrheit ausarteten. Sie flochten ihr Haar so wenig in Zöpfe, als sie es zu künstlichen Locken drehten. Gescheitelt legten sie es

über die Schläfen nach hinten, oft in anmutigen Wellen, und banden es entweder über dem Scheitel oder am Hinterkopf zu einem Knoten zusammen. Ein aus Goldfäden geknüpftes Netz oder ein Tuch mußte dieser kleidsamen Frisur die nötige Festigkeit verleihen.



Länge des Haares
1 Meter 70 Zentimeter.

Ähnlich verfuhren bis zu den Zeiten des allgemeinen Sittenverfalls auch die Römerinnen, nur daß sie das Haar immer am Hinterhaupt zu einem Schopf aufbanden. Mit dem Überhandnehmen eines raffinierten Luxus auf allen Lebensgebieten ging indessen auch die Einfachheit in der Toilette der schönen Römerinnen verloren. Selbst das herrlichste blauschwarze Haar blieb nicht vor dem Schicksal bewahrt, durch künstliche Mittel strohblond gefärbt zu werden, und der bei dieser Prozedur zumeist abhanden gekommene Glanz wurde durch reichliches Bepudern mit Goldstaub in ausgiebigster Weise wiederhergestellt. Kostbare, juwelengeschmückte Nadeln vervollständigten die Haupteszier einer vornehmen Römerin, und da, wo sich die

Natur etwas karg erwiesen hatte, schreckte man auch schon damals nicht davor zurück, sich mit fremdem Haar zu schmücken.

In den nördlichen Ländern Europas, wo die einfachen Lebensgewohnheiten in älteren Zeiten den Frauen gestattet hatten, ihr Haar ohne jeden Zwang frei herabwallen zu lassen, und wo man es noch im zwölften Jahrhundert mit nichts anderem schmückte als mit dem — auch von Männern getragenen — Schapel, einem zackigen, oft mit Perlen und Edelsteinen besetzten Reifen, faßte man es später mit einer über Wangen und Kinn gelegten Binde zusammen oder flocht es in Zöpfe, die nach der wechselnden Mode bald über den Rücken, bald über die Schultern nach vorn herabfallen mußten.

Dann kam die Zeit der sittsamen Häubchen, die das im Nacken aufgebundene Haar fast ganz verbargen, und eine Weile später jene schreckliche Epoche, da die Männer ungeheure, gepuderte Perücken über ihre Köpfe stülpten, und die Frauen, um ihrer Überlegenheit im Punkte äußerer Schönheit nicht verlustig zu gehen, zu turmhohen Frisuren ihre Zuflucht nahmen. Was da mit Hilfe von untergelegten falschen Haaren, Polstern und Drahtgestellen in Bezug auf Höhe und Breite des Haargebäudes geschaffen wurde, muß unserem heutigen Geschmack geradezu abenteuerlich erscheinen. Rückte doch das Gesicht der unglücklichen Trägerin einer solchen Riesenfrisur gar nicht selten bis beinahe in den Mittelpunkt ihrer Gesamtlänge hinunter, und mußte sie sich doch obendrein in ihre echten und falschen Haare allerlei Zieraten einflechten lassen, die es beinahe unbegreiflich machen, woher so ein zierliches Geschöpfchen die Kraft genommen hat, das alles auf seinem Kopfe zu tragen.

Auf die Perücken und die Turmfrisuren folgte der

Chignon, der unförmige Haarwulst im Nacken, der übrigens im neunzehnten Jahrhundert noch einmal eine schreckliche Auferstehung feierte, dann folgten die koketten Stirnlöckchen, bis die große Revolution mit so vielem anderen auch diese Künsteleien hinwegfegte — wenigstens für eine kleine Weile.

Die freigeistigen französischen Damen, wie sie in ihren Kostümen zu der Kleidung der Frauen aus dem alten republikanischen Rom zurückkehrten, ahmten auch die alten römischen Frisuren nach, und die tapfersten von ihnen schufen die Mode der kurzen Löckchen, den sogenannten Tituskopf, der uns auch heute noch gar nicht selten begegnet, und der sich in der Tat zu einem pikanten Gesichtchen mitunter gar nicht übel ausnimmt.

Bis in das letzte Drittel des vorigen Jahrhunderts hinein gab es dann eine Unzahl ständig wechselnder Moden in der weiblichen Haartracht. Man gelangte wieder zu allerlei verkünstelten Aufbauten, die zumeist recht unschön und unkleidsam waren, bis die praktischen Engländerinnen den Anstoß zu einem Wandel gaben, der uns die hübschen, einfachen Frisuren der letzten Jahrzehnte brachte und hoffentlich nicht so bald wieder durch irgend eine närrische Ausartung der leider unberechenbaren Tyrannin Mode ersetzt werden wird.

Bei den jetzt gebräuchlichen Haartrachten ist dem persönlichen Geschmack der Trägerin ein ziemlich weiter Spielraum gelassen, und sie kann, ohne sich zu weit von der herrschenden Mode zu entfernen, ihr Haar leicht in einer Weise anordnen, die der Eigenart ihres Gesichts und ihrer Gesamterscheinung am besten entspricht. Eine wesentliche Voraussetzung für die Herstellung einer kleidsamen Frisur bleibt allerdings immer das Vorhandensein des nötigen Materials. Mit kurzem oder dünnem, mit glanzlosem oder mißfarbigem Haar

ist eben nichts anzufangen, und alle künstlichen Nachhilfen bleiben da ein armseliger Notbehelf, der die gewünschte Wirkung niemals in vollem Maße erzielen wird.



Länge des Haares
2 Meter 20 Zentimeter.

Eine rationelle Pflege dieses ihres schönsten natürlichen Schmuckes muß darum jeder Frau besonders am Herzen liegen, und diese Pflege soll nicht etwa in der Anwendung von hochtönend' angepriesenen Haarwassern und Haarwuchsmitteln bestehen, die nicht nur fast durchweg ganz wertlos, sondern in sehr vielen Fällen auch geradezu gesundheitsschädlich sind.

Dafür, bis zu welcher Fülle und Üppigkeit weibliches Haupthaar sich zu entwickeln vermag, mögen die beigefügten photographischen Aufnahmen einiger von der Natur in dieser Hinsicht besonders reich bedachter junger Damen einen Beweis liefern.

Die glückliche Evastochter, deren 2,40 Meter langes Blondhaar aufgelöst wie eine goldig schimmernde Schleppe hinter ihr her schleift, wird sicherlich den stillen

Neid manches weiblichen Herzens erregen, obwohl sich nicht leugnen läßt, daß dies des Segens fast allzuviel ist, und daß es der Besitzerin dieser seltenen Haarpracht gewiß nicht leicht fällt, den kostbaren Schmuck zu einer modernen Frisur anzuordnen.



Länge des Haares
1 Meter 88 Zentimeter

Ein so außerordentliches Wachstum des Haupthaars wie in den hier zur Abbildung gelangten Fällen gehört aber zu den nicht zu häufigen Ausnahmen, denn über eine gewisse Länge hinaus ist selbst bei liebevollster und vernünftigster Behandlung das weibliche Haupthaar im allgemeinen nicht zu bringen. Das Wachsen der Haare geschieht nur von der Wurzel aus, die in dem sogenannten Haarbalg oder Haarsäckchen sitzt. Hier bilden sich in einem vom Blute ausgeschiedenen Stoffe ständig neue Zellen, die den fertigen Haarschaft immer weiter nach außen schieben, bis er nach Erreichung einer gewissen Länge für die Tragkraft der Papille zu schwer wird und ausfällt, um alsbald aus

derselben Papille durch ein neues Haar ersetzt zu werden. Beim Menschen geht dieser Wechsel im Gegensatz zu dem periodischen Haarwechsel der meisten Tiere beständig und unmerklich vor sich. Nur bei krankhaften Veränderungen des Haarbodens oder der allgemeinen Konstitution findet ein Ersatz der ausgefallenen Haare durch andere von gleicher Stärke und Länge nicht mehr statt, sondern es bilden sich nur noch feine, dünne Wollhärchen, bis auch diese schließlich ausbleiben, und mehr oder minder ausgedehnte Kahlköpfigkeit eintritt.

Die Frauen sind von diesem vielbeklagten Übel ja glücklicherweise im großen und ganzen weniger heimgesucht als die Männer, die oft schon in jungen Jahren schweren Herzens das allmähliche Schwinden ihrer Haupteszier beobachten müssen. Ein Kürzer- und Dünnerwerden der Haare aber macht sich doch auch bei ihnen sehr oft bemerklich und wird bei der ungleich größeren Wichtigkeit, den der natürliche Schmuck für das schöne Geschlecht hat, dann jedesmal zu einem Gegenstand schwerer Sorge. Die Hemmung und Heilung des einmal eingetretenen Haarschwundes gehört in den weitaus meisten Fällen zu den unmöglichen Dingen, und in der Anwendung der dagegen angepriesenen Mittel sollte man um so vorsichtiger sein, als die Verschiedenheit der Ursachen eine vollkommen gleichmäßige Behandlung aller Fälle von Haarschwund ausschließt.

Wie bei fast allen Krankheiten, von denen der menschliche Organismus bedroht wird, ist auch hier das Vorbeugen viel leichter als das Heilen, und wo nicht erbliche Anlage oder eine Allgemeinerkrankung das vorzeitige Ausfallen der Haare bedingen, wird es sich durch eine zweckmäßige Pflege und Vermeidung der Schädlichkeiten fast immer bis an die Grenze des

Greisenalters hinausschieben lassen. Zu diesen Schädlichkeiten ist vor allem jede übermäßige Reizung des Haarbodens, sei es durch zu starkes Bürsten, durch häufiges Anwenden kalter Duschen oder durch die ständige Einwirkung großer Wärme bei zu fest schließenden und undurchlässigen Kopfbedeckungen, zu rechnen. Daß das regelmäßige Brennen der Haare nachteilig auf ihre Lebensdauer einwirkt, sollte jeder Frau bekannt sein, aber auch ein gar zu festes Binden und das Tragen zerrender Frisuren sollte als schädlich vermieden werden. Die von vielen Ärzten behauptete



Länge des Haares 2 Meter 40 Zentimeter.

Schädlichkeit zu oft wiederholten Abschneidens der Haare kommt für das weibliche Geschlecht ja kaum in Betracht.

Von allergrößter Wichtigkeit ist eine peinlich sorgfältige und doch schonende Reinhaltung des Haarbodens. Die Oberhautschüppchen, die sich oft in großer Menge ansammeln, müssen durch Kämmen und Waschungen entfernt werden. Letztere sollten immer nur mit lauem Wasser geschehen, unter Verwendung einer milden, neutralen Seife oder einer Abkochung von Kleie. Auch Waschungen mit Eigelb, Veilchen- oder Honigwasser dürfen mit Recht empfohlen werden. Nachher ist das Haar jedesmal gut zu trocknen und mit einem reinen (ja nicht ranzigen) Öl, am besten Oliven- oder Mandelöl, einzufetten.

Eine Behandlung mit Chemikalien von eingreifender Wirkung bei schon vorhandenem Haarschwund sollte niemals anders als nach Anweisung des Arztes erfolgen.





Mannigfaltiges.



Zwei Taschenspielerstückchen. — Eines Tages erhielt der Taschenspieler Robert Houdin die Einladung, vor König Louis Philipp und dessen Hof im Schlosse von St. Cloud seine Kunst zu zeigen. Houdin erfand eigens für diese Vorstellung ein Kunststück, das, natürlich nur auf sorgfältiger Vorbereitung beruhend, lebhaftes Staunen hervorrief. Er borgte von dem Könige und seinen Höflingen sechs Taschentücher, aus denen er ein Päckchen machte, das er auf den Tisch legte. Auf sein Ersuchen schrieben dann verschiedene Personen auf Karten die Namen von Plätzen, von denen sie wünschten, daß das Paket mit den Taschentüchern unsichtbar dahin „gezaubert" würde. Als dies geschehen war, bat Houdin den König, drei von den Karten nach Belieben zu nehmen und daraus einen Platz zu wählen, den er für den geeignetsten betrachte.

„Lassen Sie sehen," sagte Louis Philipp, „was diese eine Karte sagt: ‚Ich wünsche, daß die Taschentücher unter einem der Leuchter auf dem Kamingesimse gefunden werden.' — Nein, das ist zu leicht für einen Zauberer; wir wollen also nach der nächsten Karte sehen: ‚Die Taschentücher sind nach der Kuppel des Invalidendoms zu bringen.' Das wäre schon etwas, aber es ist zu weit — nicht für die Taschentücher, aber für uns." Als der König die letzte Karte gelesen, rief er: „Monsieur Houdin, ich fürchte, daß ich Sie in Verlegenheit bringen muß. Diese Karte verlangt, daß Sie die Taschentücher unter die Wurzeln des letzten Orangenbaums rechts in der Allee von St. Cloud bringen."

„Nur das, Sire?“ antwortete Houdin. „Geruhen Sie zu befehlen, und ich werde gehorchen.“

Der König gab mit leiser Stimme einige Weisungen, und augenblicklich eilten einige Höflinge fort zu dem bezeichneten Orangenbaum, um ihn zu bewachen. Dann sagte der König: „Ich wähle den Orangenbaum.“

Houdin legte nun die Taschentücher unter eine undurchsichtige Glasglocke, ergriff seinen Zauberstab und befahl den Tüchern, nach dem Orte zu wandern, den der König gewählt hatte. Dann hob er die Glasglocke, und das Paket mit den Taschentüchern war nicht mehr da, sondern eine weiße Taube hatte deren Stelle eingenommen.

Der König ging rasch zu der Tür, von wo aus er in der Richtung des Orangenbaumes sah, um sich zu versichern, daß die Wachen dort seien, und als er sie sah, lächelte er, zuckte die Schultern und sagte ironisch: „Monsieur Houdin, ich fürchte sehr für die Kraft Ihres Zauberstabes.“ Dann sagte er zu einem Diener: „Sage dem Gärtner, er möge sorglich nachgraben unter dem letzten Baum der Allee und herbringen, was er etwa findet.“

Der Diener eilte zu dem Orangenbaum. Die Erde wurde rings um den Baum sorgfältig weggenommen, und unter den Wurzeln fand sich eine kleine eiserne, vom Rost stark angegriffene Schatulle. Sie hatte ganz das Aussehen, als ob sie viele Jahre dort gelegen hätte. Der seltsame Fund wurde dem König gebracht. Allgemein herrschten Aufregung und Ungeduld.

Houdin aber präsentierte jetzt dem Könige die Taube, die auf einem Finger des Künstlers saß und an deren Halse ein kleiner rostiger Schlüssel hing. Auf Verlangen des Künstlers nahm der König den Schlüssel und öffnete damit die Schatulle. Der erste Gegenstand, den sie enthielt, war ein vergilbtes Stück Pergament, auf dem er las: „An diesem Tage, dem 6. Juni 1786, wurde diese eiserne Schatulle, welche sechs Taschentücher enthält, unter die Wurzeln eines Orangenbaums gelegt, durch mich, Balsamo Graf v. Cagliostro, um zu einem Akte der Magie in einer Vorstellung zu dienen, welche an demselben Tage, sechzig Jahre später, vor Louis Philipp von Orleans und seiner Familie stattfinden wird.“

Der König war einen Moment sprachlos vor Erstaunen, dann rief er: „Nun, da ist Hexerei dabei, wenn es je welche gab!" Dann fand er auf dem Boden der Schatulle ein versiegeltes Päckchen, und darin fanden sich in der Tat die sechs Taschentücher, welche der Künstler kurz vorher unter die Glasglocke gelegt hatte. —

Als zweites Stückchen erklärte Houdin, daß er unverwundbar sei, und bat den König, zu gestatten, daß einer der anwesenden Offiziere auf ihn schieße. Die Pistolen wurden gebracht, der Offizier gab eine schöne Pulverladung in die Läufe und setzte die Pfropfen darauf. Unter den jetzt vorgezeigten Kugeln wählte Houdin eine, die er selbst in die Pistole schob. Auf dieselbe Weise wurde die zweite Pistole geladen. Jedermann beobachtete den Vorgang mit der größten Spannung. Houdin stellte sich fünfzehn Schritte vor dem Offizier auf, ohne die geringste Aufregung zu zeigen. Der Offizier hob sogleich eine der Pistolen, und als Houdin das Signal gab, zielte er scharf auf ihn. Die Pistole ging los, und die Kugel — erschien zwischen den Zähnen des Künstlers.

Houdin sagte: „Sie können mich nicht verletzen, aber Sie sollen sehen, daß mein Zielen gefährlicher ist als das Ihre. Sehen Sie auf jene Mauer!"

Houdin zielte mit der zweiten Pistole, drückte ab, und auf der Wand erschien, genau an der Stelle, wohin er gezielt, ein großer Blutflecken. Der Offizier ging zu der Wand, tauchte seinen Finger in das Blut, und ihn an die Lippen führend, überzeugte er sich, daß es Blut war.

Dieses scheinbar unbegreifliche Kunststück brachte Houdin mit Hilfe von eigens zubereiteten Kugeln zu stande. Mit einer Kugelform und etwas Lampenruß mit Wachs vermischt bereitete er die Kugeln. Natürlich verwechselte er rasch die Kugeln, die der Offizier ihm gab, und brachte seine eigenen an deren Stelle. Ein zweiter Kunstgriff gestattete ihm, die echte Bleikugel zwischen die Zähne zu nehmen, während die Wachskugel in Stücke zerfiel, sobald sie den Lauf der Pistole verlassen hatte. Ebenso wurde bei dem Schusse auf die Mauer die zweite Kugel vernichtet, aber der Blutflecken wurde hervorgebracht. Hätte Houdin

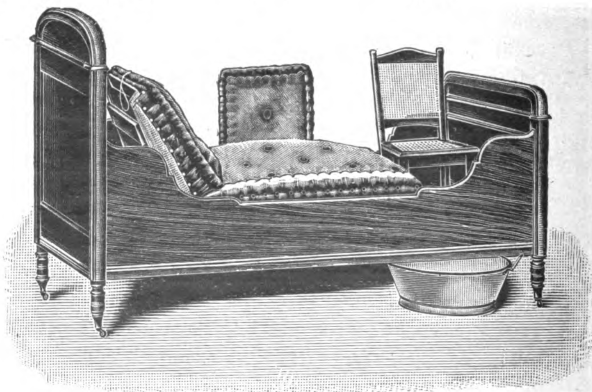
dies nicht dem König selbst erklärt, es würde wunderbar erscheinen. C. T.

Neue Erfindungen: I. Jörgens-Matratze. — Die Matratze unserer Bettstellen besitzt einen großen Fehler, sie ist zu



Jörgens-Matratze als Ruhelager.

schwer, zu unförmlich, und eine bequeme Handhabung bei der wöchentlichen Reinigung, Umkehrung der Matratze u. s. w., ist daher außerordentlich schwierig durchzuführen. Ein neues Fabrikat, die Jörgens-Matratze der Gebrüder Jörgens in Barmen,

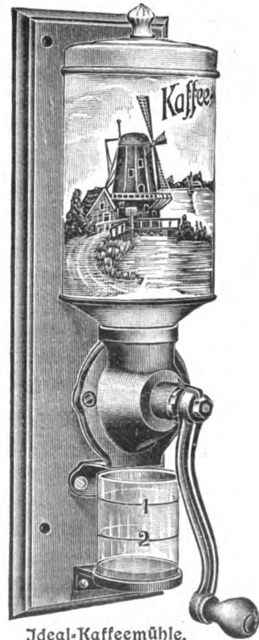


Jörgens-Matratze auseinander genommen.

beseitigt diesen Übelstand auf die einfachste und beste Art. Diese Matratze hat den anderen Patentmatratzen gegenüber ihre Vorzüge darin, daß Kopf- und Fußteil abnehmbar sind, auch das Polster ist vom Federrahmen leicht zu entfernen, und dessen

Elastizität läßt sich nach Belieben regulieren. Die Matratze kann bequem und leicht gereinigt und transportiert werden und ist trotz ihrer sinnreichen und einfachen Konstruktion viel dauerhafter und stärker als jede andere. Auch als Krankenlager ist sie vorzüglich, da der Kranke, ohne das Bett verlassen zu müssen, durch Abnehmen des Fußteiles bequem Bäder nehmen kann. Die Polsterung wird mit jedem gewünschten Material, wie Alpengras, Roßhaar u. s. w., hergestellt, der Preis stellt sich nicht höher als bei gewöhnlichen Sprungfedermatratzen, weil bei der eigentümlichen Bauart der Jörgens-Matratze alle unnütze Materialverwendung fortfällt. Sie ist in drei Teile zerlegbar, verstellbar und bietet, ohne Keilpolster, das denkbar bequemste, elastischste und angenehmste Ruhelager.

II. Ideal-Kaffeemühle. — Eine glückliche Vereinigung von drei Küchengeräten bringt soeben die Firma Julius Hommeltenberg in Hagen i. W. in den Handel. Eine Kaffeemühle verbunden mit Büchse und Lotmaß hat, wie die nebenstehende Abbildung zeigt, für die Hausfrau außerordentlich viele Vorteile: kein lästiges Abmessen der Bohnen, kein Berühren derselben mit der Hand, kein unangenehmes Festhalten der Mühle beim Mahlen, stets zum Gebrauch fertig, billig, da drei Küchengeräte in einem vereinigt sind. Die Kaffeebüchse aus Glas gestattet stets eine Kontrolle über den Vorrat, und da ein Öffnen nur beim Füllen erfolgt, so behält der Kaffee auch dauernd sein frisches Röstaroma. Der Behälter für den gemahlenen Kaffee, ebenfalls aus Glas, ist entsprechend eingeteilt, man kann deshalb aus der Büchse so viel herausmahlen, wie man gerade braucht; ein Abmessen der Bohnen ist demnach nicht erforderlich, das unappetitliche Berühren



Ideal-Kaffeemühle.

der Bohnen mit der Hand fällt vollständig fort. Das Mahlwerk der Mühle ist doppelt, das heißt, es sind gleichzeitig zwei Mahlsteine in Tätigkeit. Ein Nachschärfen ist nie erforderlich, und das Mahlwerk ist vermöge der eigenartigen Konstruktion von außerordentlicher Leistungsfähigkeit und Haltbarkeit. Die Idealmühle kann sowohl an die Wand, an einen Schrank, an einen Türpfosten, als auch an einen Tisch geschraubt werden, sie wird also niemals hinderlich, sondern stets zum Gebrauch fertig sein und braucht auch nicht festgehalten zu werden. Die wirklich hübsch konstruierte Mühle besitzt ein sauberes, schönes Äußere, welches jeder Küche zur Zierde gereicht, und eignet sich nicht allein für jeden Haushalt, sondern auch besonders für Restaurants, Cafés u. s. w. P. R.

Moderne Modenarrheiten. — Die Engländer oder vielmehr die Engländerinnen haben einen neuen Sport erfunden, der an Widersinnigkeit seinesgleichen suchen dürfte. Es gehört nämlich heute zum Schick jenseits des Kanals, sein Leben in Gesellschaft von Tieren zu verbringen, die bei jedem gewöhnlichen Sterblichen ein Gefühl der Furcht oder Abneigung erregen dürften. So hat eine bekannte Londoner Schauspielerin, Mistreß Langtry, es für sehr geistreich gefunden, kürzlich die Reise durch die Vereinigten Staaten in Gesellschaft eines jungen Löwen zu unternehmen.

Frau Fletcher auf der Insel Wight unterhält eine ganze Kolonie von Schlangen und Eidechsen. Sie verbindet übrigens das Angenehme mit dem Nützlichen und erzielt, da sie ihren Überschuß an Schlangen und Kriechtieren an die Liebhaber von Salonreptilien weiterverkauft, einen recht hübschen Nutzen.

Eleonore Wickham liebt es, sich Armbänder aus kleinen Schlangen zu machen, und hat sich zu diesem Zweck eine Kollektion besonders häßlicher Tiere aus Indien kommen lassen. Wenn sie ein Essen veranstaltet, stellt sie kleine japanische Bäume auf den Tisch, um die sich die kleinen Reptilien herumringeln, um sich auch von Zeit zu Zeit ein bißchen auf der Tafel zu ergehen — zum großen Entsetzen der Gäste natürlich, die den Schauplatz meistens schnell räumen.

Lord Aebury, bekannt unter dem Namen Sir John Lubbock, hat eine Leidenschaft für die Wespen, die er für weit intelligenter

als die Bienen hält und deshalb auch mit Vorliebe zu zähmen versucht. Er lebt tatsächlich im besten Einverständnis mit seinen Lieblingen, die er auf seiner Hand spazierengehen läßt und mit Früchten und Kompott nährt.

Das alles ist aber gar nichts im Vergleich zu der Tatsache, daß auch Schlangen von fünf bis sieben Meter Länge in der Mode sind. So erklärte die Herzogin von Sutherland in ihrem Salon, sie fände besonders die Boa constrictor reizend, was Frau Arthur Codogan sofort aufgriff. Deren Riesenschlange mißt bereits vier Meter und wächst dank der guten Pflege, die ihr ihre Herrin zu teil werden läßt, noch immer weiter. Die mächtige Schlange verbringt den größten Teil ihrer Zeit im Boudoir ihrer Herrin, wo sie herumkriecht; ist es kalt, so nähert sie sich dem Kamin, vor dem sie stundenlang zusammengeringelt liegen bleibt. L—n.

Die Abhärtung der kleinen Kinder. — In neuerer Zeit hat die Idee, kleine Kinder schon im zartesten Alter abzuhärten, um sie gegen Erkältungen zu schützen, immer mehr Boden gewonnen. Es ist allerdings in dieser Beziehung vieles übertrieben und besonders von den Anhängern und Vertretern des Naturheilverfahrens oft weit über die Grenzen des Maßvollen hinausgegangen worden, indem man schon bei ganz kleinen, eben erst geborenen Kindern Kaltwasserbehandlung vornahm. So hat zum Beispiel ein bekannter Naturjünger sein neugeborenes Kind täglich mehrmals in kaltes Wasser getaucht und dann durch Schwenken in der Luft zum Trocknen gebracht.

Daß derartige „Pferdekuren" für den zarten Organismus eines neugeborenen Kindes nicht zuträglich sein können, sollte doch wohl einleuchten.

Für ein neugeborenes Kind ist neben der Muttermilch die wichtigste Lebensbedingung Wärme. Und das ist sehr natürlich. Ein eben erst geborenes Kind ist noch nicht im stande, so viele Eigenwärme in sich selbst zu erzeugen, um einer übermäßigen Wärmeentziehung von außen her das Gleichgewicht halten zu können. Die Wärme im menschlichen Körper wird bekanntlich durch einen Verbrennungsprozeß erzeugt, den der mit der Atmungsluft in die Lungen aufgenommene und ins Blut gelangte

Sauerstoff mit den organischen Bestandteilen des Körpers eingeht. Die dadurch verbrauchten organischen Stoffe werden durch tägliche regelmäßige Nahrungsaufnahme immer wieder ersetzt. Beim kleinen Kinde besteht nun dieselbe im ersten Lebensjahre fast ausschließlich nur aus Milch. Diese gibt aber nicht das nötige Heizmaterial her, um das einer abnormen Wärmeabgabe entsprechende Quantum im Organismus zu erzeugen. Darum müssen neugeborene Kinder auch stets mehr gegen Wärme entziehende Einflüsse geschützt, also wärmer gehalten werden als ältere Kinder.

Man darf allerdings auch dieses Warmhalten nicht übertreiben und nach keiner Richtung hin ins Extrem verfallen. Aber trotzdem gibt es eine ganze Menge unschädlicher Maßnahmen, durch deren Anwendung man den Kindern auch schon im ersten Lebensjahre eine gewisse Abhärtung zu teil werden lassen kann. Die gewohnheitsmäßigen Bäder und Waschungen spielen hierbei die Hauptrolle. Man gebe im ersten Lebensjahre täglich Vormittags ein Reinigungsbad von 35 Grad Celsius (28 Grad Reaumur), welches von einer Dauer von höchstens zehn Minuten sein darf. Bei kräftigeren Kindern mache man in der wärmeren Jahreszeit Abends noch eine Abwaschung von 32 bis 27 Grad Celsius von ganz kurzer Dauer mit nachfolgender Abreibung. Diese abendlichen Waschungen sind wegzulassen, wenn sich irgendwelche krankhaften Zustände bei dem Kinde zeigen.

Die Bekleidung erstjähriger Kinder hat man so zu gestalten, daß dem Körper der nötige Wärmeschutz zu teil wird, auf der anderen Seite aber auch die erforderliche Hautventilation und Bewegungsfreiheit der Glieder gestattet ist. Darum ist das feste Einwickeln und Einschnüren des Kinderkörpers in Betten, wollene Decken und Steckkissen absolut zu verwerfen. Ein leinenes Hemdchen und darüber ein ebensolches Jäckchen für den Sommer, für die kältere Jahreszeit über das leinene Hemd ein Jäckchen aus weichem Flanell ist als Kleidung vollständig genügend. Eine Kopfbedeckung ist überflüssig. Die unteren Körperpartien, besonders den Leib, schützt man am besten durch Einhüllen in eine leichte, weiche Flanellwindel, in die man

die Schenkel, sowie den mit der üblichen Leinenwindel bedeckten Leib bis über die Hüften hineinwickelt. So legt man das Kind ins Bett und deckt es mit einem leichten Federdeckbett zu. Wenn das Kind sich auch einmal bloßstrampelt, so wird es dadurch nicht gleich Schaden erleiden, im Gegenteil, es gewöhnt sich dadurch an die Luft und Temperatur des Zimmers, was viel mit zur Abhärtung des Kindes beiträgt. Selbstverständlich ist Vorausbedingung, daß das Zimmer, in welchem das Kind schläft, entsprechend erwärmt ist, also nicht unter 16 Grad Celsius hat.

Aber auch an die Luft im Freien muß man kleine Kinder frühzeitig gewöhnen. Schon von der dritten und vierten Lebenswoche an sollen die Kinder bei günstigem Wetter ins Freie gefahren werden. Man hüllt zu diesem Zwecke das Kind warm ein und schützt das Gesicht durch einen, am besten dunkelblauen Schleier. Durch den Schleier oder ein poröses Tuch wird die kalte Außenluft etwas vorgewärmt, die dunkle Farbe desselben dämpft die Grellheit des Lichtes, unter dessen Einwirkung die zarten Sehorgane kleiner Kinder bei mangelndem Schutz arg zu leiden haben. Im zweiten Halbjahr kann das Kind bei jeder Witterung ausgefahren werden, ausgenommen bei heftigem Winde und starker Kälte. Die regelmäßigen Bäder kann man im zweiten Lebensjahre so einschränken, daß man nur einen um den anderen Tag ein solches verabreicht. Dabei geht man allmählich mit der Temperatur des Wassers um 1 bis 2 Grad herunter. Die täglichen Abwaschungen nehme man nun nicht mehr Abends, sondern Morgens, am besten aus der Bettwärme heraus, vor, und zwar anfänglich mit lauem Wasser, das man allmählich mehr und mehr abkühlt, aber nicht unter 20 Grad Celsius. Dieses Verfahren kann man die nächsten Jahre bis zum Alter von fünf Jahren fortsetzen. Dabei möglichst viel Aufenthalt im Freien, welcher, wenn die Kinder noch nicht sicher auf den Füßen sind, nach den Prinzipien der Freiluftliegekur einzurichten ist. Auch darf stets eine richtige Anpassung der Kleidung an Klima und Jahreszeit nicht außer acht gelassen werden.

Vom sechsten Lebensjahre ab können schon Schwimmbäder ge-

nommen werden, jedoch nicht unter 20 Grad Celsius. Daneben sind folgende Punkte zu beachten: Gewöhnung an die Luft des Zimmers durch zeitweiliges Bloßliegen im erwärmten Raume, Schlafen bei offenem Fenster während der milderen Jahreszeit, jedoch unter Abhaltung der direkten Luftströmung, Gewöhnung an die Luft im Freien bei jeder Witterung unter entsprechender Anpassung der Kleidung an die jeweilige Jahreszeit. Alles übermäßige Einpacken und Einwickeln des Körpers oder gewisser Körperteile in wollene Tücher oder mehrfach übereinandergezogene Kleidungsstücke ist vom Übel. Halstücher, Ohrenklappen, Kapuzen, Fußgamaschen und ähnliche Schutzmittel verwöhnen nur die Kinder und machen sie um so empfindlicher gegen die Witterung.

Am zweckmäßigsten ist eine Bekleidung der Kinder nach der Art, wie sie von den Seeleuten getragen wird: Blusenform, Hals frei, leichte Kopfbedeckung, leichte Fußbekleidung, im Winter derber Wollstoff, im Sommer Leinen oder Kattun oder leichter Lodenstoff. Selbst im strengen Winter soll man die Kinder nicht durch zu schwere Überzieher oder Mäntel, durch Pelzkragen, Muffe, Pelzschuhe und so weiter verwöhnen. Im Zimmer kann man etwas größere Kinder ruhig etwas barfuß laufen lassen, in der milderen Jahreszeit sogar im Freien, soweit es sich mit den ästhetischen Auffassungen vereinbaren läßt. Auch sind Luft- und Sonnenbäder im Sommer ein nicht zu unterschätzendes Mittel, um die Kinder gegen gesundheitsschädliche Einflüsse widerstandsfähiger zu machen. Dr. S.

Ein Zug aus Lincolns Leben. — Der ehemalige Präsident von Nordamerika Abraham Lincoln hatte in seinen jungen Jahren als Advokat in Ausübung seines Berufes viel zu reisen. Bisweilen waren er und mehrere andere Anwälte bei Prozessen beteiligt, die in benachbarten Städten geführt wurden, und sie bildeten dann eine fröhliche Gesellschaft, brachen frühmorgens auf, ritten nach beendigter Gerichtssitzung wieder heim und nahmen dann noch gemeinsam ihre Abendmahlzeit ein.

Als sie einmal von einer solchen Gerichtssitzung zurückkehrten, sahen sie trotz der beginnenden Dämmerung vor einem Hause zwei junge Schwälbchen liegen, welche aus ihrem Neste gefallen sein mußten und nur schwache und erfolglose Flug-

versuche machen konnten. Die übrige Gesellschaft war im Begriff, ruhig vorüberzureiten, als sie gewahr wurde, daß Abraham Lincoln sein Pferd anhielt und abstieg.

„Holla! Was ist los?" fragte einer seiner Freunde.

„Ich will versuchen, ob ich nicht das Nest finden kann, aus dem diese armen Dinger gefallen sind, um sie wieder hineinzulegen," sagte Lincoln.

„Ach, Unsinn," riefen die anderen, „wozu diese Mühe? Schwalben gibt es überall genug. Steig wieder auf, Lincoln, und reite zu; wir kommen sonst zu spät zu unserem Abendessen."

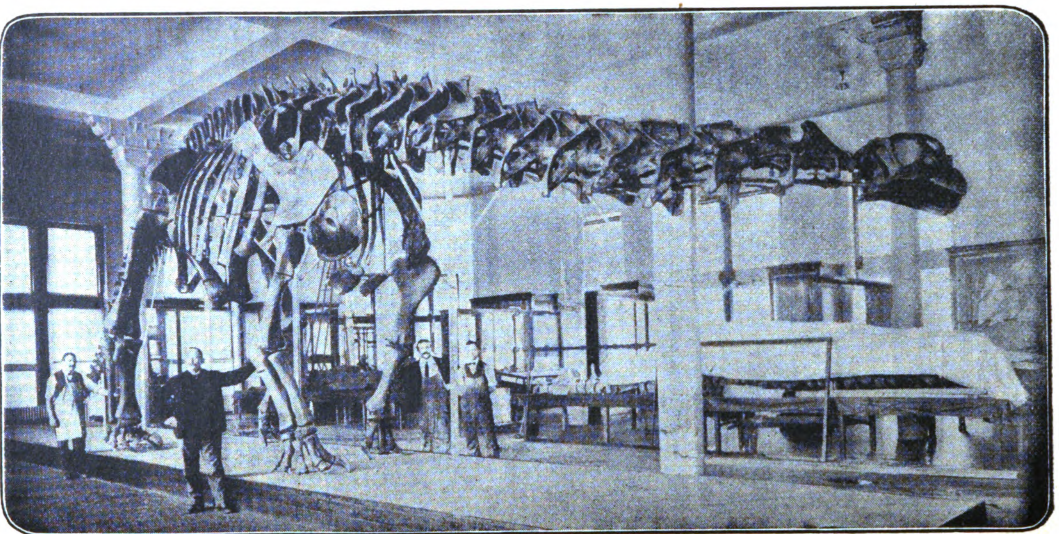
Aber Abraham Lincoln stieg nicht auf, und da seine Freunde sahen, daß sowohl Spott als gütliches Zureden gleich erfolglos blieben, ritten sie davon und ließen ihn bei seinem Suchen nach dem Schwalbennest, das er endlich unter einer Dachrinne entdeckte.

Erst nach einer Stunde fand sich Lincoln wieder bei den Freunden ein, welche er an einer gut besetzten Abendtafel antraf und von denen er mit einem wahren Sturm von gutmütigen Witzen empfangen wurde.

Lincoln aber sagte mit ruhigem Ernste: „Meine Freunde, ich würde heute nacht kein Auge haben schließen können, wenn ich diese beiden Tierchen nicht ihrer Mutter zurückgebracht hätte."

Die Lacher verstummten, und die späteren Jahre, jene schweren Zeiten des schrecklichen Bürgerkrieges, sind eine einzige Erzählung von Abraham Lincolns edlem, festem Charakter und seinem großen, liebevollen Herzen. C. T.

Ein Riesen-Brontosaurus. — Die großartige Sammlung von Überresten vorhistorischer Tiere im „Amerikanischen Museum für Naturgeschichte" in New York ist neuerdings um das Skelett eines Brontosaurus bereichert worden, das geradezu märchenhafte Dimensionen hat. Erst durch die reichen Funde, die in Nordamerika von versteinerten Knochen der Dinosaurier gemacht wurden, sind wir in die Lage gekommen, uns ein deutliches Bild von den „Lindwürmern" der Vorzeit zu machen. Es waren vogelähnliche Reptilien, und ihr Körper war nicht nur durch Knochenplatten, sondern besonders auch durch polygonale Hornschuppen, wie bei den lebenden Fossilien, geschützt. Die größten



Riesen-Brontosaurus.

Tiere dieser Art finden sich in der Unterabteilung der Sauropoden oder Atlantosaurier. Die Vorder- und Hinterbeine sind bei ihnen nahezu gleich lang, und die Füße fünfzehig, im Gegensatz zu den Ornithopoden, deren Vorderbeine, wie etwa bei den Känguruhs, viel kürzer als die meist dreizehigen Hinterbeine sind. Die Knochen der Beine sind plump. Das Riesenexemplar des genannten Museums hat eine Länge von über 20 Meter und eine Höhe von 4,80 Meter. Das ganze Skelett hat ein Gewicht von 64 Tonnen. Nur der Kopf ist eine künstliche Ergänzung. Gefunden wurden die Knochen in einem Steinbruch; es hat zwei Jahre gedauert, sie einzeln auszugraben, und drei weitere Jahre, das Gerippe zusammenzusetzen. J. P.

Fürstliche Spielverluste. — König Georg IV. von England soll, als er noch Prinz von Wales war, vor seinem einundzwanzigsten Jahr bereits über 800,000 Pfund Sterling im Spiel verloren haben, und das war auch der Grund, warum er die nachmals so unglückliche Prinzeß Karoline heiratete, die seine ungeheuer großen Spielschulden bezahlen mußte. Ebenso war Wilhelm III. von England ein furchtbarer Spieler, er verlor ungeheure Summen im Basset. Bei einer einzigen Partie bezahlte er 4000 Pfund (über 80,000 Mark), und dieser Verlust brachte ihn dermaßen auf, daß er am folgenden Morgen auf dem Rennplatz ohne ersichtlichen Grund auf einen Herrn losschlug, der zufällig vor ihm ritt.

Heinrich VIII. war ein so leidenschaftlicher Spieler, daß er zeitweise seine Zölle verpfändete, und man erzählte sich, daß er die berühmte Glocke in der St. Paulskirche an einen seiner Günstlinge verlor. Heinrich IV. von Frankreich war gleichfalls ein eingefleischter und unglücklicher Kartenspieler, und oft schrieb er an seinen Günstling und Kanzler Sully Aufforderungen, seine Spielschulden zu bezahlen, die bei einer Gelegenheit 220,000 Franken, bei einer anderen 51,000 Franken betrugen.

Man könnte über die Gewinste und Verluste fürstlicher Persönlichkeiten Bücher schreiben, doch man muß sagen, daß weniger hochgestellte Männer ihren Herrschern in dieser Beziehung durchaus gleichkommen. Im allgemeinen marschiert, was Spielverluste anbetrifft, England an der Spitze. Der bekannte englische Po-

litiker John Bland verschwendete ein ungeheures Vermögen im Hasardspiel und verlor in wenigen Stunden in einer Londoner Spielhölle über 200,000 Pfund. Der später so berühmt gewordene Fox war vor seinem dreißigsten Jahre finanziell bereits vollständig ruiniert, und lange Zeit betrugen die Verluste des Lord Phanet im Kartenspiel durchschnittlich 50,000 Pfund jährlich, während John Mytton, nachdem er eine halbe Million Pfund beim Kartenspiel gelassen, in seinem vierzigsten Lebensjahr im Schuldgefängnis starb. Auch Lord Hastings, der seinerzeit dadurch Aufsehen erregte, daß er bei einem einzigen Rennen auf ein Pferd 5000 Pfund setzte, gehörte zu den sogenannten großen Spielern und begann nie eine Partie unter 200 Pfund, während in den letzten Jahren ein Mann aus den Hofkreisen dadurch bekannt geworden ist, daß er in unglaublich kurzer Zeit ein Riesenvermögen durchbrachte; er verlor in einer einzigen Nacht 30,000 Pfund und bezahlte einmal auf der Eisenbahn nach einem kaum zehn Minuten dauernden Spiel nicht weniger als 10,000 Pfund.

Die Palme aber muß augenscheinlich Mazarin gereicht werden, der noch auf seinem Totenbette spielte, als er bereits so schwach war, daß man die Karten für ihn halten mußte, wenn man sie nicht jener alten Dame zugestehen will, die ebenfalls auf ihrem Totenbette lag und, nachdem sie ihrem Gegner all sein Geld abgewonnen hatte, vorschlug, mit ihm um die Begräbniskosten zu spielen. L—n.

Zeit ist Geld. — Ein Dampfer lag im Hafen von Liverpool zur Abfahrt bereit. Ein junger, elegant gekleideter Herr, anscheinend dem Kaufmannsstande angehörig, verabschiedete sich auf Deck von einer Dame, welche mit dem Schiffe abzureisen gedachte. Er umarmte sie wiederholt und verließ darauf eilig das Schiff, um sich ans Land rudern zu lassen. Am Ufer wandte er sich an einen müßig dastehenden Mann und fragte ihn, ob er sich fünf Schillinge verdienen wolle.

„Gewiß!“ erwiderte dieser eifrig.

„Sehen Sie dort die Dame in Schwarz auf dem Schiff?“

„Ja,“ sagte der Arbeiter.

„Das ist meine Frau, die nach New York reist. Sie wird

natürlich erwarten, daß ich hier stehen bleibe und mein Taschentuch schwenke, bis das Schiff außer Sehweite ist. Nicht wahr?"

„O, ich verstehe!"

„Ich habe aber dazu gar keine Zeit, denn ich bin sehr beschäftigt. Meine Frau ist etwas kurzsichtig, es wird deshalb nichts schaden, wenn ich Sie damit beauftrage, mein Taschentuch an meiner Stelle zu schwenken. Es ist ein großes weißes mit roter Kante, welches sie als das meinige kennt."

„Aber wenn sie durch ein Fernrohr sieht?"

„In diesem Falle werden Sie Ihr Gesicht verbergen müssen, so daß es aussieht, als ob Sie weinten."

„Das wird aber zwei Schillinge mehr kosten!"

„Tut nichts — Zeit ist Geld. Passen Sie aber genau auf! Sie können auch einige Kußhändchen werfen. Sagen wir drei Pence für das Stück."

Nach der Uhr sehend, lief der eilige Geschäftsmann davon. Sein Stellvertreter kam dem Verlangen getreulich nach und fand an der Sache ein solches Gefallen, daß er von da ab als professioneller Abschiedsgrüßer seinen guten Lebensunterhalt verdiente. C. T.

Eine historische Sauhatze. — Herzog Alexis Friedrich Christian von Anhalt-Bernburg († 1834) veranstaltete bei Gernrode öfters große Saujagden. Bei einer derselben passierte folgende Geschichte. Viele jagdbare Wildschweine waren in den Saugarten eingetrieben worden, darunter auch ein riesiger Keiler, der sich gegen die Hunde so wütend wehrte, daß er die meisten derselben mit seinen Hauern zu Grunde richtete, und die noch übrigen es nicht mehr wagten, den gefährlichen Burschen nochmals anzugreifen. Da entstand draußen vor der Bretterwand der Saubucht, wo sich vieles Volk angesammelt hatte, ein ungewöhnliches Lärmen, weshalb der Herzog einen Leibjäger abschickte, sich zu erkundigen, was draußen los sei. Der Jäger kam bald zurück und meldete, draußen befinde sich ein Mann aus Quedlinburg namens Rabe, der sich rühme, er wolle den Keiler mit seinem Taschenmesser abfangen und zur Strecke bringen.

Der Herzog und sein Gefolge hielten das für eitle Prahlerei und lachten, doch waren sie neugierig, den Mann zu sehen, wes-

halb der Herzog ihn durch den Jäger bitten ließ, hereinzukommen.

Gleich darauf kam Rabe, ein großer starker Mann und seiner Kleidung nach ein reicher Bauer, in den Saupark herein, ging gerade auf den Herzog zu, zog seine Mütze ab, machte einen Kratzfuß und sagte: „Guten Tag, Herr Herzog! Was soll ich?"

Der Herzog erwiderte: „Guten Tag, Herr Rabe! Wie ich hörte, haben Sie sich gerühmt, den Keiler dort mit Ihrem Taschenmesser zur Strecke zu bringen. Ist das so?"

„Nee, Herr Herzog, gerühmt hab' ich mich nich, aber das Schwein, das stech' ich mit meinem Taschenmesser tot, wenn ich bloß darf."

„Ja, Herr Rabe," entgegnete der Herzog, „Sie sagen das so leicht dahin; aber sehen Sie einmal, der Keiler ist der wildeste und der stärkste, den ich im Revier habe. Fürchten Sie sich denn nicht, daß Ihnen dabei ein Unfall begegnen könnte?"

„Nee, Herr Herzog. Was soll mir dabei passieren? Und fürchten tut sich der Rabe nich."

„Nun gut, Herr Rabe, versuchen Sie es, ob Sie Glück haben, von mir haben Sie die Erlaubnis, mit dem Keiler zu machen, was Sie wollen. Aber nehmen Sie sich in acht. Ich will die Jäger anweisen, daß sie Ihnen im Notfalle zu Hilfe kommen."

„Das hat keine Not," sagte Rabe. „Na, denn man tau!"

Rabe griff in die Hosentasche und förderte ein großes Taschenmesser zu Tage, welches mit einer Feder zum Feststellen der Klinge versehen war; die Klinge führte er auf seiner bockledernen Hose einige Male hin und her, wie man ein Rasiermesser auf einem Streichriemen abzieht, und dann ging er beherzt auf den wütenden Keiler los. Die Jagdgesellschaft und das Publikum befanden sich in atemloser Spannung.

Der Keiler stürzte wild auf Rabe zu. Doch ehe er ihn ganz erreicht hatte, sprang dieser zur Seite, warf sein Messer und seine Mütze zur Erde und packte mit seinen Riesenfäusten beide Ohren des Keilers, hob das Tier etwas in die Höhe und warf es dann mit gewaltiger Kraft herum auf den Rücken, daß die Knochen krachten. Dann kniete er auf den einen Lauf des Keilers, nahm mit der rechten Hand sein neben ihm am Boden

liegendes Messer auf und stieß es dem Keiler bis an das Heft in die Brust. Dann nahm Rabe sein Messer, wischte mit den Fingern das Blut davon ab und steckte es ein. Die Jagdgesellschaft und das Publikum erhoben bei dieser nie gesehenen Kraftleistung ein nicht endenwollendes Hurra- und Bravorufen.

Rabe aber ging ruhig, als wäre nichts Besonderes geschehen, zum Herzoge hin und sagte: „Da liegt das Schwein, Herr Herzog, es ist 'n tüchtiger Kerl!"

„Herr Rabe," erwiderte der Herzog, „Sie haben eine Kraft bewiesen, die wirklich großartig ist. Ich hätte das alles nicht für möglich gehalten, und hätten es meine Augen nicht gesehen, ich würde es nicht glauben. Ich danke Ihnen vielmals und möchte Ihnen gern eine Erkenntlichkeit erweisen. Womit kann ich Ihnen dienen?"

„Ich, Herr Herzog, wüßte nichts, was ich brauchen könnt'."

„Nun, Herr Rabe," entgegnete der Herzog, „so war es von mir auch nicht gemeint. Ich will Ihnen nichts von Geld und Geldeswert anbieten. Aber eine kleine Freude möchte ich Ihnen machen, weil Sie uns so tapfer geholfen haben. Besinnen Sie sich, es wird Ihnen wohl etwas einfallen."

„Ich brauch' wirklich nichts, Herr Herzog. Geld hab' ich selber genug. Das einzigste wär' so 'n Schwein, Herr Herzog."

„Das versteht sich ganz von selbst, Herr Rabe," sagte darauf der Herzog, „der Keiler gehört natürlich Ihnen, denn Sie haben ihn sich ja so tapfer verdient. Er soll richtig bei Ihnen abgeliefert werden."

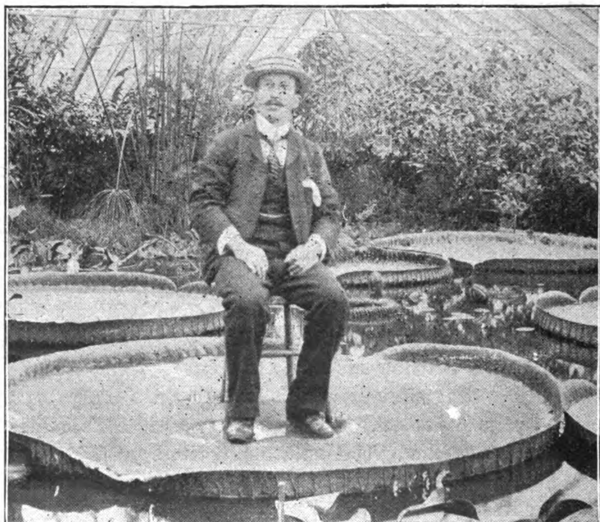
„Nee, Herr Herzog," fuhr Rabe fort, „wenn ich das Schwein haben soll, dann nehm' ich's gleich mit."

Damit packte Rabe mit der einen Hand die Vorderläufe des Keilers, mit der anderen die Hinterläufe zusammen, schwang das verendete Tier mit gewaltigem Ruck auf seine Schultern, nahm seine Mütze noch einmal vor dem Herzog ab und trug das Wildschwein aus dem Saugarten hinaus durch das ihm zujubelnde Volk an seinen Kutschwagen, in den er es hineinwarf. Dann stieg er selbst auf und fuhr mit seiner Beute ab. C. T.

Ein Pflanzenblatt als Podium. — Nicht immer werden die Blätter der Victoria regia, der Riesennymphäe des Amazonen-

stromes, so groß und stark, um ein Experiment wie das nebenstehend abgebildete zu gestatten. Das nach einer photographischen Aufnahme hergestellte Bild versetzt uns in den Garten der Royal Botanic Society in London; das außergewöhnlich schöne Exemplar der Pflanze brachte es zu 11 Blättern, von denen verschiedene über 2 Meter Durchmesser hatten.

Die Victoria regia ist eine Verwandte unserer Teich- und



Salmon & Son in London phot.

Ein Pflanzenblatt als Podium.

Seerosen und der in Ägypten und Indien heimischen Lotosblume. Sie alle gehören zur Familie der Nymphäaceen, Wassergewächsen mit fleischigem Wurzelstock, langgestielten, großen, schwimmenden, rundlichen, am Grunde zweilappigen oder nierenförmigen Blättern, großen, mit langen, grundständigen Stielen über den Spiegel des Wassers sich erhebenden Blüten, zahlreichen Blumenblättern und fleischiger, nicht aufspringender, vielsamiger Frucht. Die vielblättrige weiße Blüte der Riesenwasserpflanze erinnert in der Form und in der Art des Wachstums an unsere Wasser-

rosen; ihr Durchmesser aber beträgt leicht einen Meter und mehr. B. H.

Verrückte Duelle. — Vor kurzem beschlossen zwei Italiener, namens Goetta und Sorato, die sich beide um die Gunst eines jungen Mädchens bewarben, ihre Ansprüche und auch den Groll, den sie gegeneinander hegten, in einem eigentümlichen Duell zum Austrag zu bringen. Sie begaben sich nach dem Splügenpaß, wo Lawinen häufig niedergehen, und stellten sich an vier Tagen von neun bis elf Uhr an einer besonders gefährlichen Stelle auf. Hier wollten sie sich den Gefahren der Lawinen aussetzen, und der Überlebende sollte das Mädchen heiraten. Zunächst waren ihre Bemühungen ohne jeden Erfolg, obwohl Goetta bei einer Gelegenheit durch den heftigen Luftzug den eine vorüberziehende Lawine hervorbrachte, zu Boden geworfen wurde. Dann aber bekamen die Behörden Wind von der Geschichte, und unter Androhung von Gefängnisstrafen wurden die beiden Nebenbuhler veranlaßt, ihre Absicht aufzugeben. Schließlich losten sie um das Mädchen, und Sorato gewann.

Zwei Zentnergewichte, die an dünnen Stricken von einem Balken herunterhingen, waren die Waffen, die zwei Pariser, Durier und Voisin, wählten, um ihrer Rivalität um eine schöne Schauspielerin ein Ende zu machen. Jeder nahm unter einem Gewicht Aufstellung und mußte dort stehen bleiben, bis einer der Stricke riß, und sein Schicksal dadurch besiegelt wurde. Über vier Stunden blieben sie unbeweglich stehen, dann gab der Strick, an dem Duriers Gewicht befestigt war, nach, und die schwere Metallmasse, die auf den darunterstehenden Mann fiel, streckte diesen zu Boden. Glücklicherweise fiel sie ihm nicht direkt auf den Kopf, und er kam mit einem Bruch des Schlüsselbeins davon.

Etwas länger dauerte das Duell, das vor einigen Jahren in einem englischen Seebad zum Austrag gelangte. Hier handelte es sich um zwei junge Leute, die sich um eine Gastwirtstochter bewarben. Die Nebenbuhler rühmten sich beide ihrer Schwimmkunst, und so kam man überein, wer zuerst sein morgendliches Bad in der offenen See versäumen würde, sollte damit seine Ansprüche auf die Hand des jungen Mädchens aufgeben. Über neun Monate tauchten sie jeden Tag in die Wellen, aber schließ-

lich erhob sich an einem Tage ein so wütender Sturm, daß der eine kleinmütig umkehrte und darauf verzichtete, den brüllenden Wogen zu trotzen. Der andere stürzte sich dagegen in die schäumende See und kehrte, wenn auch recht matt und erschöpft, als triumphierender Sieger heim.

Ein anderes verrücktes Duell fand vor zwei Jahren statt. Der Schauplatz war der Genfer See, und die Beteiligten waren ein Schweizer, namens Zellner, und ein Franzose, namens Lenoir. Sie kamen überein, daß der, welcher am längsten unter Wasser bleiben könne, sich, ohne daß ihn der andere daran hindern solle, um die Tochter eines reichen Kaufmanns bewerben dürfe. Die Rivalen tauchten abwechselnd unter, und es vergingen über zwei Minuten, ehe Zellners Kopf an der Oberfläche erschien. Sein Nebenbuhler gab indessen noch kein Zeichen von sich. Als noch weitere zwei Minuten vergangen waren, sprangen ein paar von den Zuschauern ins Wasser und holten den bereits Ohnmächtigen ans Land. Es wurden Wiederbelebungsversuche vorgenommen, und als Lenoir wieder zum Bewußtsein erwachte, wurde er als Sieger begrüßt.

Der Hungerkünstler Succi, der sich vor einigen Jahren in allen Hauptstädten Europas zeigte, hat insofern Schule gemacht, als zwei junge Londoner, die sich um die Hand eines jungen Mädchens bewarben, durch ein Hungerduell die Frage zu lösen versuchten. Vier Tage Hungerkur genügten dem einen, dann überließ er seinem Gegner das Feld, dessen Antrag jedoch von der jungen Dame dankend abgelehnt wurde, denn sie erklärte, sie hätte keine Lust, ihre Zukunft einem solchen Narren anzuvertrauen. L—n.

Ein akademisches Urteil. — Im Jahre 1863 wurde in Jena ein Student der Ökonomie, Ferdinand Kundert aus Riga, wegen groben Unfugs relegiert. Das lateinische Dekret des Prorektors und Senates der Universität Jena, durch welches dieser Akt akademischer Gerichtsbarkeit vollzogen wurde, lautet zu Deutsch wörtlich: „Wir haben zwar davon gehört, daß jene Kannibalen, welche in den Ländern der Berberei auf schwarze Menschen wie auf reißende Tiere Jagd machen, um sie einzufangen und an Sklavenketten zu schmieden, sogenannte Blut-

hunde auf die Fliehenden hetzen. Aber noch niemals haben wir davon gehört, geschweige denn gesehen, daß in den Zonen der Kultur ein Mensch mit gesunden Sinnen seinen Hund auf die Leute antreibt. Daß ein vernünftiger und der Wissenschaft ergebener Mann dennoch zu solcher Handlung fähig sei, davon hast erst du uns jetzt die Überzeugung beigebracht, du, Ferdinand Kundert aus Riga, Student der Ökonomie. Denn du hast — man schämt es sich zu sagen — auf vierzehnjährige Mädchen und alte gebrechliche Mütterchen aus bloßem Witz auf dem Markte, am hellen Tage, inmitten der Bürger, deinen Bullenbeißer nach Schlächterart jählings gehetzt. Zur gerechten Strafe für solche grausame Roheit wirst du hiermit auf zwei Jahre aus der Stadt und dem Weichbilde von Jena ausgewiesen." Dr. W.

„**Eß- und Trinksünden** sind die größten Geißeln der Menschheit," ruft ein bedeutender Hygieniker der Neuzeit aus, und kein Einsichtiger kann sich dieser Tatsache verschließen. Die meisten Kulturmenschen essen und trinken nicht nach Maß und Ziel, wie sie die Natur vorzeichnen, sondern nach Laune und unter dem Einfluß althergebrachter schlechter Gewohnheiten. Sehr viele Leute essen und trinken beständig zu viel, noch größer ist aber die Zahl derer, welche nur bei gewissen Gelegenheiten des Guten zu viel tun, aber jeden, auch den kleinsten Anlaß willkommen heißen, um Magen und Därme mit Speise und Trank zu überbürden. Und diesen Menschenkindern wollen wir hier ganz besonders ins Gewissen reden. Das alte Sprichwort „Allzuviel ist ungesund" muß wieder zu Ehren gebracht und dem törichten „Viel hilft viel" energisch entgegengestellt werden.

Die Natur gibt uns sehr häufig Warnungssignale, aber wir verstehen dieselben nicht oder wollen sie nicht verstehen. Während der Schlemmerei selbst, bei einem Festessen, einem Trinkgelage oder wo sonst immer, fühlen wir vielleicht bereits Unbehagen, aber wir beachten dasselbe nicht. Am Tage darauf fühlen wir uns vielleicht „hundeschlecht", zu keinerlei Tätigkeit und Arbeit aufgelegt. Warum nicht? Weil der Körper mit Fremdstoffen angefüllt ist, Dinge, die er nun erst wieder verarbeiten und zur Ausscheidung bringen will. Aber der im

übrigen auf seine Bildung so stolze Mensch versteht diesen Wink der weisen Mutter Natur nicht und vermeint, nach künstlichen Anregungsmitteln greifen zu müssen. „Mein Magen will heute gar nichts annehmen" — so jammern die meisten und begehen die größte Dummheit, die sie begehen können, indem sie zu Reizmitteln greifen. Damit soll der liebe Magen zu neuer Arbeit angepeitscht werden, während er doch nach der Mißhandlung vom Tage zuvor nichts wie Ruhe braucht.

Wer noch klar zu denken vermag und seine Sinne, nicht zuletzt das liebe Geruchsorgan, aufgeknöpft hält, entdeckt sehr bald, daß nach einer Eß- oder Trinkschwelgerei alles in ihm nach Ausscheidung drängt. Die ganze Kraft der Körpermaschinerie treibt zu den Ausscheidungswerkzeugen, der Haut, den Därmen, den Nieren, den Lungen: wir haben üble Ausdünstungen aus der Haut, dem Munde, trüben Urin und ähnliche Erscheinungen. Und weil der Körper sich reinigen, sich des Überschusses und Überflusses vom Tage zuvor entledigen will, braucht er Ruhe, und je mehr wir ihm diese lassen, umso schneller und besser verrichtet er sein Reinigungswerk.

Vor allem will er keine neue Belastung mit Speise und Trank, weil dadurch sehr viele Kräfte von neuem für die Verarbeitung dieser Dinge mobil gemacht werden müßten, und dies nur auf Kosten der Ausscheidungs- und Reinigungswerkzeuge geschehen kann. Denn auch der Kräftevorrat im Menschenkörper ist begrenzt, und wenn zu viel an einer Stelle gebraucht wird, so muß es naturgemäß an einer anderen fehlen. Das ist sonnenklar und sollte von jedem Kinde begriffen werden können, während es leider sehr viel Große noch immer nicht begriffen haben oder nicht begreifen wollen.

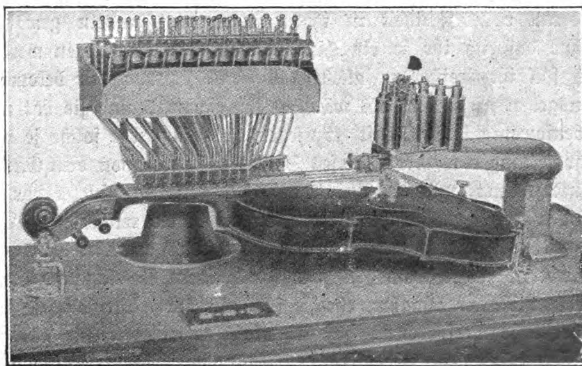
In erster Linie begehrt das Gehirn Ruhe in solchen Verhältnissen. Und das ist verständlich, denn als Zentralstelle wichtiger, von hier aus das ganze Körpergebiet durchquerender Nerven muß es den der Ausscheidungstätigkeit vorstehenden und diese anspornenden besondere Beachtung schenken, weshalb es die anderen einstweilen in Ruhe zu stellen versucht. Die Abneigung der Opfer von Eß- und Trinksünden gegen geistige Arbeit spricht hier eine beredte Sprache. Hingegen lehnt sich die Natur keines-

wegs gegen mäßige Muskelarbeit auf, ja im Gegenteil, sie wünscht dieselbe, weil dadurch die Ausscheidungsarbeit angeregt wird. Haut, Lungen, Därme, Nieren — alle diese der Reinigungsarbeit obliegenden Teile unseres Körpers empfangen durch einen Spaziergang in guter Luft oder durch ein wenig Turnen, selbst wenn dies im Zimmer geschieht, neuen Impuls.

Am besten tut man aber, wenn man des Morgens nach der wider Magen und Därme vollbrachten Missetat ein Glas frischen Wassers, vielleicht mit Zusatz von reinem Zitronensaft und etwas Zucker, trinkt und hinterher ein halbstündiges lauwarmes Bad von etwa 27 Grad Reaumur Temperatur nimmt, das besonders die Hautausscheidung und nebenher auch die Tätigkeit der Därme und Nieren begünstigt, und dem dann eine kurze Abreibung des ganzen Körpers mit frischem Wasser folgt.

Wie schon gesagt, je weniger man an solchem Tage der leiblichen Buße ißt, umso besser für den Körper, der seine Wiederaufrichtungsarbeit dergestalt mit all den Kräften betreiben kann, die durch Ersparnisse in der Magenwirtschaft und dem, was drum und dran hängt, frei werden. E. P.

Die elektrische Geige. — Zu den automatischen, durch mechanische Kraft gespielten Musikinstrumenten hat sich jetzt eine Geige gesellt, die durch Elektrizität gespielt wird. Statt des



Elektrische Geige.

Violinbogens wirken vier kleine Drehscheiben aus Zelluloid und Kolophonium, die an dem Apparat so befestigt sind, daß sie beim Gebrauch dicht über den Saiten der Geige an der Stelle zu liegen kommen, die sonst der Bogen bestreicht. Die Griffe werden anderseits durch ein System von Stiften, die „elektrischen Finger", bewirkt, deren das umstehend abgebildete Instrument 58 enthält. Außerdem setzt der elektrische Apparat einen Streifen Papier in Bewegung, dessen Durchlöcherung der Notenfolge eines bestimmten Musikstücks entspricht. Dieser Streifen läuft in dem unteren Hohlraum des Gestells, sobald der elektrische Umtrieb im Gang ist, über einen Messingzylinder, und Drähte vermitteln die verschiedene Wirkung der Notenschrift auf die nun über den Saiten rollenden Drehscheiben und die Stifte, die mechanisch die Griffe verrichten, die beim wirklichen Geigenspiel der linken Hand des Künstlers so viel Arbeit machen. Von künstlerisch empfundenem Vortrag kann natürlich bei dieser Art automatischer Musikinstrumente keine Rede sein. M. H.

Seltsame Heiratsgelübde. — Als Marian Townsend in Saint Louis in den Vereinigten Staaten sich mit William Jefferson verheiratete, legte sie ihrem Gatten, bevor die Zeremonie stattfand, folgendes Dokument vor, das er unterzeichnen mußte: „Ich, William Jefferson, verspreche und gelobe feierlichst, daß, wenn Marian Townsend meine Frau wird, ich ihr stets und überall volle Freiheit in ihrem Tun und Handeln gewähre, ohne daß ich ihr je ein Hindernis in den Weg legen werde; es soll ihr freistehen, alles Geld, das sie von mir bekommt, ausgeben zu dürfen, als wäre es ihr eigenes, und sie hat mir ebensowenig Rechenschaft abzulegen, wie ich eine solche je von ihr verlangen werde." Dieses Dokument wurde von dem Gatten unterzeichnet, und die Braut steckte es sorgfältig ein, bevor sie Herrn Jefferson die Hand zum ewigen Bunde reichte.

Die Eifersucht war die Triebfeder eines anderen Gelübdes, das eine junge Dame in New York ihrem Bräutigam, einem reichen Makler abnahm, ehe sie ihn heiratete. Sie forderte das schriftliche Versprechen, daß er nie eine andere Frau als sie küssen würde — mit alleiniger Ausnahme seiner Mutter und seiner Schwester. Er versuchte die Ausnahme auch auf zwei

seiner Basen auszudehnen, doch die junge Dame wollte nichts davon wissen.

Frau Flora Brown, in Easter verheiratet, nahm ihrem Mann das feierliche Versprechen ab, er würde sich nie ohne ihre Erlaubnis den Schnurrbart abrasieren lassen, den sie für den hübschesten der Welt erklärte. Törichterweise erzählte der junge Mann einigen seiner Freunde die Geschichte und diese schnitten ihm, als er nach einer reichlichen Mahlzeit ein wenig eingeschlummert war, seine Bartzierde ab. Als er den Streich erzählte, den man ihm gespielt hatte, veranlaßte ihn seine Gattin, gegen seine Freunde eine Klage anzustrengen, die mit der Verurteilung aller zu hohen Geldstrafen endete. L—n.

Die Blitzopfer eines Jahrhunderts. — Flammarion, der bekannte französische Gelehrte, hat nach amtlichen Quellen festgestellt, wie viele Personen im Laufe des 19. Jahrhunderts in Frankreich vom Blitze erschlagen worden sind. Es hat sich dabei herausgestellt, daß die Zahl der Getöteten in ganz Frankreich über 10,000 betrug. Das schlimmste Jahr war 1892, in welchem allein 187 Menschen vom Blitz erschlagen wurden. Von 1851 bis 1900 wurden 3919 Männer und nur 1462 Frauen Opfer eines Blitzstrahles. Der Hauptgrund für diese Tatsache ist wohl darin zu suchen, daß Männer häufiger auf freiem Felde arbeiten als Frauen und sich überhaupt mehr den Unbilden der Witterung aussetzen. Die Häufigkeit der Blitztötungen ist in Frankreich nicht überall die gleiche gewesen. Den höchsten Betrag hat sie in den südlicheren Teilen und in Korsika erreicht. Im Departement der Seine ist die Zahl der vom Blitz getroffenen Personen im Verhältnis zur Dichtigkeit der Bevölkerung sehr gering. Flammarion schreibt dies den vielen metallenen Dächern und eisernen Balkonen zu, die ein mächtiger Schutz für die Bewohner der Großstadt seien, indem sie die Rolle eines Blitzableiters spielen und die Elektrizität zerstreuen. O. v. B.

Kampf einer Kreuzotter mit einem Dachshund. — Mir war der Standort einer prächtig gezeichneten, fast einen Meter langen, ausgewachsenen Kreuzotter bekannt, und ich beschloß, sie in meinen Besitz zu bringen. Am Abend eines schwülen Augusttages, nach Niedergang eines Gewitters, ging ich

in Begleitung meines Dachshundes hinaus, um die Otter einzufangen. An Ort und Stelle angekommen, an einem dichten struppigen Gebüsch, ließ ich den Hund voraussspringen, damit er mir den Fang nicht verderbe, durchspähte dann das Gebüsch, sowie das Gras sorgfältig, dachte mir aber bald, daß die Otter bei der Nässe infolge des Gewitters nicht im Grase, sondern auf freiem Boden irgendwo in den wärmenden Strahlen der Abendsonne sich trocknen werde. So war es auch. Unversehens trat ich vor die Otter hin; sie lag in einer Vertiefung, welche ein abgewälzter Stein hinterlassen hatte, spiralförmig zusammengerollt, ohne sich zu rühren, die feurig blitzenden Augen fest auf mich gerichtet, während ich, ihre seltene Färbung und Zeichnung, sowie ihre Größe bewundernd, zwei Schritte vor ihr stand. Dies dauerte einige Minuten, bis die Schlange langsam ihr feines Köpfchen zu heben begann, und gleich, als ob sie kein gutes Gewissen hätte, sich davonschlängelte, ganz verstohlen, aber wunderbar schnell. Wohl hätte ich das Tier sogleich beim ersten Erblicken fangen können, allein seine Schönheit und Stärke bezauberten mich; überdies wußte ich aus Erfahrung, daß die Schlange am nächsten Abend wieder auf gleicher Stelle oder nicht weit davon entfernt zu finden sei, wenn ich sie nicht verfolge, während sie sich gewiß von ihrem Standorte wegbegeben hätte, wenn sie beunruhigt worden wäre.

Mein Hund war zu mir zurückgekehrt und hatte ohne Zweifel das Geräusch der Otter im Laube noch gehört. Ich wollte den Hund absichtlich einer Gefahr nicht aussetzen und ging meines Weges weiter, hoffend, er werde mir nachkommen. Etwa sechzig Schritte war ich gegangen, als der Hund Standlaut gab, wie wenn er einen Igel verbellte, was ich, da ich die Otter im Laub und Busch nicht mehr sah, auch vermutete. Ich eilte zurück, aber welch ein seltener prächtiger Anblick bot sich mir jetzt dar! Die Otter stand auf der Spitze des Schwanzes kerzengerade, Kopf und Hals vorwärts gegen den bellenden Hund gerichtet, einem einen Meter hohen F ähnlich, unbekümmert um mich, den Rücken mir zugewandt, mit Hals und Kopf die Angriffe des Hundes parierend, dabei fürchterlich zischend. Die Augen funkelten wie zwei feurige Edelsteine, der Hals war aufgeblasen,

der übrige Leib unbeweglich, nur Kopf und Hals bewegten sich wie im Takte nach links und rechts, je nachdem der Hund angreifend beikommen wollte. Es war in der Tat ein prächtiger Anblick: die Otter von lichtgelber Grundfarbe mit dem kohlschwarzen Zickzackband, das schöne schlanke Tier, auf der Schwanzspitze stehend, und vor ihr der mutige Hund.

Das Duell mochte einige Minuten unentschieden gedauert haben, als der Hund hitziger zu werden anfing. Vergebens erwartete ich die Flucht der Otter; vielmehr ging sie angreifend vor. Plötzlich bewegte sie sich, vorwärts rutschend, aber immer noch auf dem Schwanze stehend, bis auf etwa 30 Zentimeter vor den Hund, dann blieb sie ruhig, gleichsam zum Äußersten entschlossen, stehen, während der Hund sich zurückziehen zu wollen schien. Da stieß mein Hund plötzlich einen gellen Schrei aus, während die Otter sich niederließ, der Kampf war entschieden. Der Hund hatte einen Biß von der Schlange erhalten, den ich aber, da er an Schnelligkeit einem elektrischen Schlage glich, nicht sehen konnte. Die Schlange entfloh schnellstens unter das Laub im Gebüsch, während der Hund den Kopf hängen ließ.

Ich nahm den Hund auf den Arm und fand auf der behaarten Schnauze einen einzigen Tropfen geronnenen Blutes. Schnell wusch ich ihm die Wunde aus und trug ihn nach Haus, wo ich ihm einen halben Schoppen roten Wein einschüttete und Salzüberschläge machte. Der ganze Körper schwoll auf zu doppelter Dicke. Doch nach vier Tagen sorgsamster Pflege war der Hund gerettet. C. T.

Zähne und Charakter. — Auch nach den Zähnen eines Menschen soll sich dessen Charakter beurteilen lassen. Die Zahl der Zähne, ihre Größe, Stellung, Form und Beschaffenheit, sowie die Art, wie sie gezeigt werden, all das läßt einen Schluß auf den Besitzer zu. Der Mensch, der beim Lächeln leicht die Lippen öffnet, so daß er fast alle Zähne des Oberkiefers sehen läßt, ist von offener, angenehmer, günstiger Gemütsart. Wer dagegen beim Lachen die Lippen zusammenzieht und gleichsam seine Zähne zu verbergen sucht, ist nicht vertrauenswürdig. Wenn jemand seine Zähne ohne jede Ursache zeigt, ist er ein Dummkopf. Wer zu viele Zähne hat, ist schwach und leicht zu leiten; eine

Frau mit zu vielen Zähnen ist langweilig und geschwätzig. Wer einen vierten großen Backzahn besitzt, soll verbrecherisch veranlagt sein. Auffällige Unregelmäßigkeiten der oberen Zähne sind besonders bei Frauen nicht angenehm, auch abgesehen davon, daß sie unbequem sind oder entstellen. Sie deuten auf einen Charakter, dem es an moralischem Gleichgewicht fehlt.

Ein russischer Kriminalist fand, daß 40 Prozent der von ihm untersuchten Mörderinnen Abnormitäten der oberen Zähne hatten, desgleichen 58 Prozent der Diebinnen. Meistens sind die oberen Zähne der Verbrecher sehr unregelmäßig in der Größe und Länge, im Gegensatz zu den unteren Zähnen, die fast immer von gleicher Höhe sind. Bei der zänkischen Frau treten die oberen Zähne weit über die unteren hervor, in der Regel sind solche Frauen auch rachsüchtig und hinterlistig. Kleine, weiße, sehr eng aneinander sitzende Zähne, die wie Maiskörner geformt sind, deuten auf einen gemeinen, gehässigen Charakter. Einen ähnlichen Charakter haben die Leute, deren Augenzähne vom Zahnfleisch bis zur Spitze schmal sind und etwas hervorragen. Wenn der Augenzahn tief eingebettet liegt, so deutet das auf ungewöhnliche Hartnäckigkeit hin; überhaupt ist der Augenzahn ein guter „Charakterzahn". Ist er nahe am Gaumen breit und spitzt sich schnell zum Ende zu, so kann man einem Menschen mit solchen Augenzähnen blindlings vertrauen. Das Übergewicht der oberen Augenzähne über die unteren deutet auf eine nachdenkliche Gemütsart und hohe geistige Fähigkeiten hin. Wenn die beiden Vorderzähne des Oberkiefers größer als die anderen sind, so hat der Betreffende literarische Veranlagung; ragen sie aber über die Zähne des Unterkiefers hervor, so deutet das auf eine gute Urteilskraft. Ist der Zahnschmelz dick und gelblich, so sind Essen, Trinken, Rauchen u. s. w. die herrschenden Faktoren des Lebens, dagegen weisen blauweiße Zähne auf ein künstlerisches Temperament und verfeinerte Neigungen hin. O. v. B.

Eine wohlverdiente Rüge. — Der Herzog von Norfolk, in den Jahren 1857 bis 1860 Generalpostmeister von England, war ein ungewöhnlich anspruchsloser und unscheinbarer Mann. Auf einer Reise trat er in das Postbureau einer schottischen Provinzstadt, um eine Depesche aufzugeben, und bemerkte, am Schalter

stehend, daß die Postbeamtin das Publikum sehr schroff und unfreundlich behandelte. Als die Reihe der Abfertigung an den Herzog kam, nahm die junge Dame sein Telegramm, las es und sagte barsch, indem sie ihm das Blatt zurückschleuderte: „Setzen Sie Ihren Namen darunter!"

„Da steht er schon!" erwiderte der Herzog.

„Norfolk? Das ist der Name einer Grafschaft, nicht der eines Menschen," gab sie ihm von oben herunter zur Antwort.

Der Herzog nahm die Depesche zurück und setzte eine zweite auf, die folgendermaßen lautete: „An das Oberpostamt London. Beamtin auf diesem Bureau außerordentlich unangenehm gegen das Publikum. Strenge Verwarnung nötig, bei nochmaliger Klage sofortige Entlassung. Der Generalpostmeister." Indem er ihr das Blatt hinreichte, bemerkte er: „Das kostet keine Gebühren, das ist amtlich."

Als die junge Dame las, was er geschrieben hatte, war sie nahe daran, in Ohnmacht zu fallen. Da aber der Herzog nur beabsichtigt hatte, ihr eine Lektion zu geben, ließ er sich durch ihre Bitten und Versprechungen bewegen, das zweite Telegramm zu vernichten. C. T.

Statistisches aus einer Großstadt. — Die Hast und Fruchtbarkeit des Lebens in einer modernen Großstadt läßt sich mit wenigen Zahlen veranschaulichen. Nehmen wir als Beispiel New York, das auf dem Wege ist, London einzuholen, und aller Wahrscheinlichkeit nach in wenigen Jahrzehnten die größte Stadt der Welt sein wird. In New York wird jede sechste Minute ein Kind geboren, in jeder siebenten Minute geht eine Person mit dem Tode ab. Jeden zweiten Tag wird ein Mörder verhaftet. In jeder zweiten Stunde ereignet sich ein tödlicher Unfall. Eine Hochzeit folgt der anderen in je 30 Minuten. In jeder 48. Minute verläßt ein Schiff den Hafen. Eine halbe Million Passagiere benützen täglich die Untergrundbahn. Die durchschnittliche Tageseinnahme der Straßenbahnen beträgt 240,000 Mark. Die Wasserleitung kann für jeden Kopf der Bevölkerung 400 Liter Wasser liefern. New York zählt fast ebenso viele Italiener als Rom, mehr Iren als Dublin und doppelt so viel Deutsche als Bremen. Als stärkste Einheit sind die Juden mit 675,000 See-

len vertreten. Interessant ist ferner der riesige Geschäftsumfang der Post von New York. Die höchste Anzahl der in einer Woche beförderten Briefe betrug kürzlich einmal 21,998,172. Im Jahre 1904 wurden von New York allein 8,780,255 Dollars nach Italien, 7,462,850 Dollars nach Großbritannien, 3,468,896 Dollars nach Deutschland, 2,629,583 Dollars nach Schweden und kleinere Summen nach den übrigen europäischen Ländern gesendet. Man sieht hieraus, daß zum Beispiel der Verdienst der nach New York eingewanderten Italiener sehr groß sein muß, da sie imstande sind, jährlich rund 50 Millionen Lire in die Heimat zu senden. Der Güteraustausch zwischen den Vereinigten Staaten und Italien ist nämlich so unbedeutend, daß fast die ganze angeführte Summe aus Ersparnissen der Arbeiter besteht. A. E.

Drollige Redeblumen. — Als der Giftmörder Pel in Paris vor Gericht stand, rief der öffentliche Ankläger, fortgerissen von seiner Erregung, mit hallender Stimme aus: „Und nach diesen unglücklichen Frauen, diesen armen, wehrlosen Opfern, streckte der verruchte Mörder die gierige Hand des Raubvogels aus!“

Ähnlich, jedenfalls nicht minder wirkungsvoll, rief Ponson du Terrail mit Bezug auf einen Verbrecher, dessen Schandtaten er aufzählte: „Die Hand dieses Mörders schon verrät, was in ihm steckt — sie ist kalt und feucht wie die einer Schlange.“

Ein französischer Romanschriftsteller versteigt sich sogar zu folgender Beschreibung der Heldentat eines Kriegers: „Dieser bewundernswürdige Held schwang mit der rechten Hand sein gutes Schwert, mit der linken bediente er sich einer Pistole, und die andere bedrohte seine Feinde mit einem gezückten Dolche.“ C. D.

Eine neue Verwendung der Phonographen. — Wer einigermaßen die Schwierigkeiten kennt, mit denen sich die moderne Theaterregie abzumühen hat, weiß, wie viel Mühe es kostet, das in vielen Stücken verlangte „Volksgemurmel“ oder „Schlachtgetöse“ wirksam nachzuahmen. Der Chor ist es, der diese Geräusche in mehr oder minder großer Entfernung hinter der Bühne aufzuführen hat. Es ergeben sich hiebei aber große Schwierigkeiten. Was für Laute soll der einzelne da ausstoßen, so daß es in der Masse die beabsichtigte Wirkung hervorbringt. Man sagt, daß es die Meininger gewesen seien, die zuerst das

Wort „Rhabarber" als das beste Mittel zur vollkommensten Nachahmung des „Volksgemurmels" entdeckt hätten. Nicht selten soll aber der Chor, noch während das Getümmel hinter der Szene fortdauert, wieder auftreten, so daß Theaterarbeiter das Murren fortsetzen müssen; zudem bildet der Haufe Menschen immer ein Hindernis bei den Arbeiten hinter der Bühne.

Auch hier, wie in hundert anderen schwierigen Fällen, hat die moderne Technik Abhilfe geschaffen. Was früher Gegenstand des größten Kopfzerbrechens und Ärgernisses war, wird heute durch einen Apparat geleistet, der nur die Fläche eines kleinen Tisches beansprucht — den Phonographen. Es gibt Platten mit „Volksgemurmel", „Schlachtgetöse" und ähnlichen Geräuschen, die von dem Phonographen täuschend und ohne Nebengeräusch wiedergegeben werden, so daß der Zuhörer keinen Unterschied zwischen dem toten Mechanismus und den menschlichen Stimmen hört, und der Regisseur ist jetzt glücklich, dasselbe ferlig zu bringen, ohne stundenlange Proben und mit größerer Sicherheit und Genauigkeit. H. L.

Drei Prinzen von Wales. — König Eduard von England war als Prinz von Wales eines Tages zu einem von der Lady Alford veranstalteten Maskenball geladen. Es war eine sehr vornehme Gesellschaft, und jeder Gast mußte am Eingang seine Einladungskarte vorzeigen. Natürlich hatten, wie das in solchem Falle immer vorkommt, mehrere der Gäste die ihrige vergessen.

Das war auch einem Herrn passiert, der sich jedoch auf eine sehr schlaue Manier aus der Affäre zu ziehen wußte. Als das Ersuchen um seine Einladungskarte von dem Portier an ihn gerichtet wurde, erwiderte er, da er wußte, daß der Prinz erwartet wurde: „Ich bin der Prinz von Wales."

Der Portier verneigte sich tief, und der Pseudoprinz trat ein.

Kurz darauf erschien wieder eine Herr ohne Karte.

„Ich muß um Ihre Einladung bitten, mein Herr," sagte der Portier.

Der andere starrte ihn verdutzt an, sagte dann aber: „O, die haben ich vergessen. Aber das macht wohl nichts, ich bin der Prinz von Wales."

Der zweite Gast hatte schon größere Schwierigkeiten, sich den

Eintritt zu erzwingen, doch gleichzeitig mit dem Fremden war einer der königlichen Wagen vorgefahren, und der Anblick der scharlachroten Livreen brachten den Diener zu der Überzeugung, der erste Gast hätte ihn getäuscht, und der wirkliche Prinz von Wales stände jetzt vor ihm.

Mit einer noch tieferen Verbeugung entschuldigte er sich, und der Fremde betrat unter dem ehrfurchtsvollen Gemurmel der Umstehenden den Saal.

Kurz darauf erschien ein korpulenter Herr in elegantem, hochrotem Kostüm, dem der Portier wieder die Karte abverlangte.

„Ich bin der Prinz von Wales," lautete die kurze Antwort.

Der Diener lächelte. „O nein," versetzte er höflich, aber fest, „jetzt falle ich nicht mehr darauf herein. Ich muß Sie schon um Ihre Einladungskarte bitten, mein Herr. Seine Königliche Hoheit ist bereits zweimal anwesend."

Es kam zu einem Wortwechsel, der Portier bestand auf seinem Verlangen, und schließlich mußte sich der wirkliche Thronerbe Englands demaskieren, ehe man ihm den Eintritt gewährte. L—n.

Eine heikle Frage. — Der französische Marschall Saint-Arnaud, ein tapferer Haudegen, hatte ein Töchterchen, welches sehr furchtsamer Natur war. Oft wurde das Kind von seinem Vater ermahnt, doch nicht so töricht zu sein und sich vor jeder Kleinigkeit zu fürchten.

„Ist dir denn nicht bange vor einer Kuh, Papa?" fragte die Kleine.

„Gewiß nicht, Kind!"

„Auch vor keinem Hunde?"

„Bewahre!"

„Vor einer Wespe auch nicht?"

„Nein!"

„Fürchtest du dich auch nicht, wenn es donnert?"

„Natürlich nicht!"

„Aber Papa, ist dir denn wirklich vor nichts auf der Welt bange, als vor der Mama?" O. v. B.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

